

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Groß werden mit Handy & Co.

„Generation Zukunft“ steht im Mittelpunkt der diesjährigen „Woche für das Leben“

Tablet, Handy, Smartphone und Laptop: Vor 40 Jahren existierte dies alles noch gar nicht. Für jene, die zwischen Mitte der 1990er und Anfang der 2010er Jahre zur Welt kamen, sind die Geräte längst selbstverständlich. Als „Generation Zukunft“ stehen sie im Mittelpunkt der diesjährigen „Woche für das Leben“. ▶ Seite 2/3

Markus

Was in der Bibel über den Evangelisten Markus steht, wie er nach Venedig kam und warum sein Wappentier Flügel hat, lesen Sie auf ▶ Seite 12 und 31



Gedenktag

Die Kirchen in Nahost wollen den 22. April als Gedenktag für die Opfer von Entführung und Vertreibung begehen. Hintergrund ist der zehnte Jahrestag des Verschwindens zweier Erzbischöfe in Syrien: Mar Gregorios Yohanna Ibrahim und Boulos Yazigi waren am 22. April 2013 entführt worden.



Steppenvölker

Hunnen, Awaren und Ungarn kamen aus den Steppen Osteuropas. Faszinierende Einblicke in ihre Kulturen und ihren Einfluss auf das Abendland zeigt eine Sonderschau im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle. ▶ Seite 18/19

Balkonblumen

Geranien sind der Klassiker unter den Balkonblumen. Mit welchen anderen Pflanzen man den Balkon ebenso bunt und pflegeleicht gestalten kann, steht auf ▶ Seite 23



Wie eine zarte Pflanze ist der Dialog der Religionen: Stets muss er gehegt und gepflegt werden. Weltkirche-Bischof Bertram Meier tat dies auf seiner Reise ins muslimisch geprägte Indonesien. ▶ Seite 5

Leserumfrage

Die Ära der Atomenergie in Deutschland ist vorbei. Am Wochenende gingen die letzten drei Atommeiler Isar 2, Neckarwestheim 2 und Emsland vom Netz. Atomkraftgegner feierten den historischen Schritt. Doch war er angesichts der Energiekrise klug?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

CORONA-KRISE, BINDUNGSSTREBEN UND MEDIEN

Worauf es ankommt

Psychotherapeut erläutert im Interview: Achtsamkeit für Kinder das A und O



▲ Die stets multimediale Mutti entspricht einem einseitigen Wunschbild.

Foto: Imago/Westend61

OSNABRÜCK (KNA) – Auch bei Kindern und Jugendlichen hat die Corona-Pandemie ihre Spuren hinterlassen: laut Studien vor allem das Gefühl, dass es auf absehbare Zeit keine Normalität geben wird. Diakon und Psychotherapeut Kurt Brylla befasst sich schon lange mit diesem Spannungsfeld. Im Interview spricht er zur „Woche für das Leben“ über gesellschaftliche Grauzonen und Handys am Kinderwagen.

Herr Brylla, sind es vor allem die „großen“ Krisen – Corona, Ukraine-Krieg, Klimawandel –, die junge Menschen umtreiben?

Durch die Corona-Pandemie waren erhebliche Einschränkungen im Alltag von Kindern und Jugendlichen zu verkräften. Ein Teil dieser Verunsicherung wird erst jetzt im Nachhinein offensichtlich. Auch die Bilder vom Krieg belasten junge Menschen. Allerdings habe ich den Eindruck, dass wir uns stark mit äußeren Einflüssen beschäftigen und dass darüber die leisen Probleme von Kindern eher verdrängt werden.

Also persönliche Krisen wie Streit in der Familie oder ein krankes Familienmitglied?

Der Umgang mit psychischen Erkrankungen von Eltern ist zum Beispiel lange bagatellisiert worden. Dabei stellen Kinder und Jugendliche natürlich Fragen wie: „Warum ist Mama immer so traurig?“. Es ist wichtig, diese Themen aus der Grauzone herauszuholen und Kinder frühzeitig zu unterstützen, nicht erst dann, wenn sie selbst seelisch erkranken. Hinzu kommt, dass sich die Lebensbedingungen zuletzt stark verändert haben.

Auf welche Beispiele und Bereiche zielen Sie ab?

Ein Bereich betrifft die Virtualisierung von Alltagsbeziehungen. Bei heutigen Jugendlichen ist die Entwicklung der Identität weniger von Begegnung und Beziehungserfahrung geprägt, eher von Erfahrungen im Netz. Zugleich sind junge Menschen häufiger von Einsamkeit betroffen, als viele vermuten. Viele Forschungsbereiche – Säuglings- und Hirnforschung ebenso wie Neurobiologie – zeigen, wie wichtig

das ist, was früher Urvertrauen genannt wurde.

Wir wissen heute, dass lebensnotwendige Bindungs- und Beziehungserfahrungen schon vor der Geburt angebahnt werden. Werden Eltern müssten also auch gesundheitspolitisch stärker unterstützt werden, insbesondere dann, wenn es Ambivalenzen in einer Schwangerschaft gibt. Es braucht Vorsorge und konkrete Angebote wie Feinfühlkeits-Training für Eltern, das bislang viel zu selten ist. Bisweilen wird die Unfähigkeit zur Bindung daher über die Generationen weitergegeben. Kinder und Heranwachsende brauchen Aufmerksamkeit und Zuegewandtheit, aber auch Orientierung und Grenzen.

Fehlt es hier an öffentlichem Bewusstsein für diese Themen?

Ja, denn das Bindungsstreben ist ein biologisch verankertes Bedürfnis des Menschen. Es ist nicht weniger bedeutungsvoll für das Überleben, die Reifung und Entwicklung als die Zufuhr von Nahrung, Schlaf und der Schutz vor Kälte. Zudem bekommen Kinder erst durch Spiege-

lung ihrer Bezugspersonen ein Bild von sich und der Welt: Sie erkennen in Gesichtern, was jemand fühlt.

Was folgt daraus für die Eltern und für andere enge Bezugspersonen?

Ein Beispiel: Sie gehen mit Ihrem Kind spazieren. Das Kind entdeckt ein Vögelchen, einen besonderen Baum und sagt: Mama, guck mal. Es macht einen Unterschied, ob Sie als Mutter sofort interessiert reagieren – oder ob Sie gleichzeitig auf Ihr Handy schauen. Im letzteren Fall erfolgt die Spiegelung zeitverzögert. Ich will die neuen Medien nicht verteufeln. Solche Situationen passieren jedem einmal, aber man muss sich klarmachen, dass eine bestimmte Mediennutzung lebensnotwendige Entwicklungsprozesse stören kann.

Haben Sie einen Tipp, was jungen Menschen grundsätzlich gut tut?

Das Wichtigste ist die Achtsamkeit – schon für das werdende Leben und später für Kinder und auch Ju-

Ökumenische Aktion

OSNABRÜCK (epd) – Die beiden großen Kirchen eröffnen am 22. April ihre „Woche für das Leben“ mit einem Gottesdienst im Osnabrücker Dom. Die ökumenische Aktion gibt es seit mehr als 25 Jahren. Diesmal stellt sie bis 29. April die Lebenssituation junger Menschen zwischen 15 und 30 Jahren in den Mittelpunkt. Das Motto lautet „Generation Z(ukunft). Sinnuche zwischen Angst und Perspektive“.

Die Ratsvorsitzende der EKD, Annette Kurschus, und der Diözesanadministrator des Bistums Osnabrück, Weihbischof Johannes Wübbe, der auch Vorsitzender der Jugendkommission der Deutschen Bischofskonferenz ist, werden den Eröffnungsgottesdienst um 17 Uhr im Osnabrücker Dom St. Petrus gestalten. Der Gottesdienst wird unter www.woche-fuer-das-leben.de, auf dem YouTube-Kanal des Bistums Osnabrück und auf der Internetseite www.dbk.de der Bischofskonferenz übertragen.



▲ Psychotherapeut Kurt Brylla plädiert für mehr Achtsamkeit. Foto: Adler

gendliche. Dafür braucht es eine Gesellschaft, die es einer Schwangeren ermöglicht, sich mit dieser neuen Situation auseinanderzusetzen, und übrigens auch einen Vater, der regelmäßig mit dem Fötus kommuniziert. Nach der Geburt erkennt das Baby die Stimmen der Eltern wieder. Dafür braucht es einen würdigen Raum, der im heutigen Turbo-Kapitalismus oft alles andere als selbstverständlich ist.

Was meinen Sie damit?

Der Kampf um Gleichberechtigung ist ein berechtigter. Allerdings darf er nicht auf Kosten von Kinderseelen geführt werden. Es ist gut und wichtig, wenn alle Eltern das Recht auf einen Krippenplatz haben. Aber dann braucht es auch die Voraussetzungen dafür, dass ein Kind mit einem Jahr diese Trennung gut übersteht. Dazu gehört eine Eingewöhnungszeit, in der die Eltern das Kind begleiten. Doch aus Krippen ist zu hören, dass Eltern diese Eingewöhnung nicht mitmachen wollen oder können, weil sie wieder arbeiten müssen, damit das Geld reicht. Zudem fehlt allenthalben Personal. Dann wird aus einem guten Anliegen eine Gefahr für die Entwicklung von Kindern.

Die „Woche für das Leben“ widmet sich auch der Sinnsuche. Ist Kirche hier noch gefragt?

Ich hoffe, dass die Kirche nicht aufgibt, sich dem zu widmen, „was uns unbedingt angeht“, also auch der Frage nach dem Sinn. Kinder und Jugendliche bekommen durchaus mit, wie die Gesellschaft häufig mit Werten umgeht, etwa in Fällen von Korruption. Daher braucht es Institutionen, die dem etwas entgegensetzen. Zum Beispiel die Nächstenliebe, bei der es ja nicht um etwas Exklusives geht, das nur Heilige leisten können. Das Ziel ist, aufeinander achtzugeben und zu sagen: Das Leben der anderen ist mir nicht gleichgültig.

Interview: Paula Konersmann

WOCHE FÜR DAS LEBEN

Siegt Angst oder Perspektive?

Ökumenische Aktion der Kirchen rückt die junge Generation in den Fokus

OSNABRÜCK (KNA) – Am 22. April wird die „Woche für das Leben“ in Osnabrück eröffnet. Ihr Thema: „Generation Z(ukunft). Sinnsuche zwischen Angst und Perspektive“ widmet sich der jungen Generation und nimmt dabei zahlreiche Krisen in den Blick, die die Zukunftsperspektive zunächst einmal gefährden.

„Heute zu leben bedeutet auch, im Krisenmodus zu leben: Corona-Pandemie, Krieg, Klimawandel und damit einhergehende Natur- und Umweltkatastrophen scheinen Alltag geworden zu sein“, schreibt die Jugendseelsorgerin Sonja Lexel im Themenheft zur „Woche für das Leben“. Überflutet von Bildern und Hiobsbotschaften müssten vor allem junge Menschen einen Umgang mit den vielfältigen Krisen finden – also die sogenannte „Generation Z“.

Eine Art „Zeitgeist“

Ihr werden in Soziologie und Sozialpsychologie überwiegend jene Menschen zugerechnet, die zwischen Mitte der 1990er und Anfang der 2010er Jahre geboren wurden. Trotz aller Vorbehalte gegenüber kollektiven Zuschreibungen an eine Alterskohorte wollen Fachleute mit Bezeichnungen nach dem Schema „Generation ...“ eine Art Zeitgeist beschreiben, der sich in den Einstellungen und Handlungen vieler Individuen einer Generation niederschlägt.

Dabei ist Vorsicht angezeigt: In den USA gilt die „Gen Z“ als vielfältigste Generation der amerikani-

schen Geschichte. Gleichwohl wird sie als sehr politisch beschrieben, fordernd und zunehmend perfektionistisch. Erste wissenschaftliche Ergebnisse scheinen diesen Eindruck zu bestätigen. Menschen dieses Alters wollen vergangene Missstände keinesfalls wiederholen, fordern Fortschritte und grenzen sich vehement von vorherigen Generationen ab. Was die Generation Z in manchem den sogenannten „68ern“ ähnlich macht.

Von Covid geprägt

Was „Z“ von „68“ unterscheidet, ist permanentes soziales Vergleichen – in dieser Intensität möglich erst über soziale Medien. Besonders nachhaltig geprägt hat die Generation Z die Covid-19-Pandemie. Sie beschränkte soziale Kontakte stark und steigerte gleichzeitig digitale Kommunikation. Der Umgang damit fiel der ersten Generation, die von klein auf mit Tablet, Handy, Laptop und Social Media groß geworden ist, allerdings nicht schwer.

Die seelischen Folgen indes sind noch nicht ganz absehbar. Durch teilweise wochenlange Isolierung und das Zurückgeworfensein auf sich selbst ist etwa für diese jungen Menschen mentale Gesundheit kein Tabuthema mehr. Klar ist: Durch die Lockdown-Phasen in der Pandemie, gefordert auch aus Solidarität mit „den Alten“, erlitten junge Menschen in einer entscheidenden Phase ihrer sozialen Entwicklung Einbußen. Psychische Belastungen wurden nachweislich verschärft. Sie lösten nicht selten tiefgreifende Zu-

kunftsängste und existenzielle Krisen aus – bis hin zu Suizidgedanken oder suizidalen Handlungen.

In der Psychologie wird zudem derzeit das klinische Störungsbild der so genannten Eco-Anxiety erforscht: lähmende Angst oder Panikattacken, die manche angesichts der dramatischen Klimakrise empfinden. Auch viele Mitglieder der Bewegung „Letzte Generation“ sind Angehörige der Generation Z.

Nach der Sinnhaftigkeit von Tun und Lassen fragen nicht nur die verächtlich so genannten „Klimakleber“. Jeder Zweite in der Generation Z wäre bereit, den Job zu wechseln – oft ohne einen neuen in Aussicht zu haben. Unsichere Zeiten verschieben Prioritäten, heißt es.

Was zählt wirklich? Wenn ich angesichts von Klimawandel, Krieg, Energie- und Bankenkrise ohnehin nicht weiß, was morgen ist, warum dann nicht zumindest heute machen, was ich wirklich will? Gleichzeitig haben junge Menschen so viele Möglichkeiten, dass sie oft nicht wissen, wie und was sie als nächstes wählen sollen. Zu vielen dieser Aspekte wollen die Kirchen nun Hinweise, Angebote und Begleitung anbieten. Vor allem aber sollen junge Menschen während der „Woche für das Leben“ selber zu Wort kommen.

Jugend vor Alter

Deswegen wird sie in Osnabrück anstatt mit einer Podiumsdiskussion akademischer Fachleute durch Workshops für junge Menschen eröffnet. Bevor am 22. April die Kirchenoberen im Osnabrücker Dom die diesjährige Aktionswoche mit einem Gottesdienst starten, sollen junge Menschen sich selbst äußern.

Es gibt vier offene Workshops zu den Themen Flucht, Klimawandel und Artensterben, Lebenskrisen sowie Recycling und Weiterverwertung. Organisiert werden die Workshops vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), dem Verein christlicher Menschen (CVJM) und dem Caritas-Regionalverband Emsland. Roland Juchem



◀ Die „Generation Zukunft“ – abgekürzt Z – lebt ganz selbstverständlich mit Handy und Internet, auch beim Besuch im Vatikan.

Foto: KNA

Kurz und wichtig



Haseloffs Sprachkritik

Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Reiner Haseloff (CDU; Foto: KNA) kritisiert die Sprache im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Wenn in einer ARD-Meldung etwa nicht mehr von Müttern, sondern von „gebärenden Personen“ die Rede sei, „ist das eine Entwertung der Mütter“, sagte der CDU-Politiker. „Ich finde das unerträglich. Aber es zeigt, wie abgehoben inzwischen in einem bestimmten, privilegierten Milieu agiert wird.“ Auch als Katholik könne er nur raten, Martin Luthers Grundsatz, dem Volk aufs Maul zu schauen, ernst zu nehmen, sagte Haseloff. „Eine solche Sprache spaltet, und der öffentlich-rechtliche Rundfunk macht sich lächerlich. Eine solche Sprache wird hier im Osten als westdeutsche Bevormundung und Spinnerei empfunden.“

Straftaten

Im vergangenen Jahr sind nach Angaben der Bundesregierung 43 christenfeindliche Straftaten gemeldet worden. Sieben davon seien Gewaltdelikte gewesen, heißt es einer Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der AfD-Fraktion. 2021 waren es demnach 39 entsprechende Straftaten, darunter neun Gewaltdelikte.

Stabwechsel in Zagreb

Papst Franziskus hat den Rücktritt des Erzbischofs von Zagreb, Kardinal Josip Bozanić, angenommen. Der Kardinal leitete das kroatische Hauptstadtbistum seit 1997. Nachfolger des 74-jährigen wird der Vorsitzende der Kroatischen Bischofskonferenz, Dražen Kutleša (54). Franziskus hatte ihn im Februar zum sogenannten Koadjutor-Erzbischof von Zagreb ernannt. Mit der Aufgabe ist im Regelfall ein Nachfolgerecht verbunden.

Organspenderegister

Die Bundesregierung benötigt mehr Zeit für die Errichtung des geplanten Organspende-Registers. Dabei handle es sich um ein anspruchsvolles Digitalprojekt, erläuterte die Regierung. „Angesichts der besonderen Sensibilität der gespeicherten Erklärungen sind hohe Anforderungen an die Datensicherheit und die Authentisierungsverfahren von Erklärenden sowie des zugriffsberechtigten Personals in den Krankenhäusern zu stellen.“ Das Organspende-Register, in dessen Konzeption und Entwicklung bislang mehr als sieben Millionen Euro investiert wurden, soll nun voraussichtlich im ersten Quartal 2024 nutzbar sein.

Kirche ausgebrannt

Eine ehemalige katholische Kirche am Tagebau Hambach in Nordrhein-Westfalen ist ausgebrannt. Die Kirche Sankt Lambertus in Merzenich ist laut Polizei komplett zerstört, es stehen nur noch die Außenmauern. Die Brandursache war bei Redaktionsschluss noch unklar. Die Kirche war im Juni 2019 entweiht worden. Ursprünglich sollte sie wie der gesamte Stadtteil Morschenich dem Tagebau weichen. Durch die Einigung von Bund und RWE zum Erhalt des Hambacher Forsts, an den Morschenich grenzt, wird das Dorf aber nun nicht abgebagert.

TROTZ „NEIN“ AUS DEM VATIKAN

Nach Paderborner Beispiel

Auch Bistum Osnabrück will Bischofswahl mit Laien beraten

OSNABRÜCK/PADERBORN (KNA) – Vor der Wahl eines neuen Osnabrücker Bischofs will das Domkapitel auch Nichtkleriker an der Findung geeigneter Kandidaten beteiligen. Dazu habe das Gremium ein entsprechendes Verfahren festgelegt, teilte die Diözese mit. Dieses orientiert sich an jenem, das bereits das Paderborner Domkapitel im vergangenen Herbst angewendet hatte.

Wie schon bei Bischofswahlen zuvor sollen Personen und Gremien befragt werden. Zudem wolle das Domkapitel den Katholikenrat im Bistum Osnabrück einladen, neun Vertreter zu benennen, die gemeinsam mit den neun Mitgliedern des Domkapitels eine Kandidatenliste für die Bischofswahl beraten. Seit dem Rücktritt von Bischof Franz Josef Bode Ende März ist der Osnabrücker Bischofssitz unbesetzt.

Weihbischof Johannes Wübbe versicherte als Diözesanadministrator, dass dieses Vorgehen den Bestimmungen des Staatskirchenvertrags zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Land Niedersachsen entspreche: „Wir als Domkapitel werden zur Berufung des neuen Bischofs selbstverständlich für ein ordnungsgemäßes und gültiges Wahlverfahren sorgen.“

Aus den Kandidatenvorschlägen, die das Domkapitel über den päpstlichen Botschafter in Berlin nach Rom schickt, sowie weiteren Listen

erstellt der Vatikan eine Dreierliste. Aus dieser wählt das Domkapitel den neuen Bischof. Die Diskussion dieser Dreierliste und die Wahl des Bischofs sind allerdings ausschließlich dem Domkapitel vorbehalten. Diese Entscheidung hatte der Vatikan dem Paderborner Domkapitel mitgeteilt, bevor Osnabrück nachzog.

Ursprünglich hatte man in Paderborn geplant, die Vertreter der Gläubigen zumindest an der Aussprache über die Dreierliste zu beteiligen, eventuell auch an der Wahl. Laut Vatikan-Entscheidung ist dies nicht möglich. Das so genannte Päpstliche Geheimnis zur Wahrung von Vertraulichkeit könne nicht über das Domkapitel hinaus ausgedehnt werden, hieß es in einem Schreiben des Nuntius an den Paderborner Dompropst Joachim Göbel.



▲ Der Vatikan hat einer Laienbeteiligung an Bischofswahlen eine Absage erteilt. Symbolfoto: KNA

Keine Rechtskraft

Voderholzer bekräftigt Vorbehalte gegen Leitungsorgane

REGENSBURG (KNA) – Der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer hat seine Vorbehalte gegen neue kirchliche Leitungsorgane in Deutschland bekräftigt.

Die dazu im Reformprojekt Synodaler Weg gefassten Beschlüsse hätten keine Rechtskraft, heißt es in einem Brief des Bischofs an die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Irme Stetter-Karp, und den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing. Das Schreiben, das auch allen anderen Bischöfen in Deutschland zugeht, ist auf den 5. April datiert.

Voderholzer reagierte damit auf die Ankündigung, dass sich am 10. November ein von der Synodalversammlung beschlossener Synodaler Ausschuss konstituieren wird. Damit

würden öffentlich Tatsachen geschaffen, die er nicht gutheißen könne, erklärte der Regensburger Bischof.

Voderholzer pocht darauf, dass sich zuvor die nächste Vollversammlung der deutschen Bischöfe mit dem Vorhaben befassen und darüber gesondert abstimmen müsse. Dass es während der Synodalversammlung für den entsprechenden Handlungstext bereits eine Zustimmung einer Zwei-Drittel-Mehrheit der anwesenden Bischöfe gegeben habe, könne dafür nicht als Ersatz gewertet werden. Auch sei noch nicht geklärt, wie die Arbeit des neuen Gremiums finanziert werde.

Dem Brief zufolge ist vorgesehen, dass die deutschen Diözesanbischöfe bei ihrem nächsten Ständigen Rat am 24. April Haushaltsmittel aus ihrem Gemeinschaftsfonds VDD dazu freigeben.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 14

Volles Osterprogramm kurz nach Aufenthalt in Klinik: Sollte der Papst sich mehr schonen?

48,5 % Ja. Für einen angeschlagenen Senior hat er zu viele Termine.

16,2 % Nein. Als Papst ist er in der Pflicht, Präsenz zu zeigen.

35,3 % Zumindest die Auslandsreisen sollte er weiter einschränken.

GLOBALER SÜDEN

„Können voneinander lernen“

Weltkirche-Bischof Meier nach Indonesien-Reise: Land verdient mehr Beachtung

JAKARTA (dbk/red) – Weltkirche-Bischof Bertram Meier (Augsburg) ist am Sonntag von seiner sechstägigen Reise nach Indonesien zurückgekehrt. „Indonesien wird in der deutschen Öffentlichkeit, vielleicht auch in der hiesigen Kirche, wenig beachtet. Das ist überraschend, ja unverständlich“, sagte der Augsburger Oberhirte.

„Indonesien ist ein Land mit einer Bevölkerung von fast 280 Millionen Einwohnern, eine aufstrebende Wirtschaftsnation und der Staat mit der größten muslimischen Bevölkerung weltweit. Es ist ein Schwergewicht in der geopolitisch unruhigen Großregion Ostasien und damit eines der wichtigsten Länder für die globale Entwicklung“, erklärte Bischof Meier nach seiner Rückkehr. „Deshalb war es mir ein Anliegen, dass mich als Vorsitzender der Kommission Weltkirche eine meiner ersten Reisen in den Globalen Süden dorthin führt.“

Die Reise war zum einen als Freundschaftsbesuch bei der katholischen Kirche in Indonesien angelegt und hatte in diesem Zusammenhang die Rolle der Kirche im gesellschaftlichen Gefüge des Landes, den interreligiösen Dialog und die Religionsfreiheit zum Thema. Zum anderen wollte Bischof Meier die dortigen sozial-karitativen und sozial-pastoralen Aktivitäten der Kirche kennenlernen.

Harmonie der Religionen

Das indonesische Gesellschaftsmodell zielt auf eine möglichst umfassende Harmonie der gesellschaftlichen Gruppen und Religionen ab. Die Staatsideologie Pancasila verlangt den Respekt vor den Religionen und der Religionen untereinander. Obwohl auch Indonesien in den zurückliegenden Jahrzehnten wiederholt terroristische Anschläge vonseiten islamistischer Extremisten erlebt hat und in Teilen der muslimischen Gemeinschaft, die 87 Prozent der Bevölkerung umfasst, Radikalisierungen wahrnehmbar sind, trägt das Konzept der Pancasila nach wie vor. Es bildet weiterhin den Rahmen für das Zusammenwirken der Menschen und für die Entwicklung des ganzen Landes.

Dies verdeutlichten die Begegnungen von Bischof Meier mit dem Erzbischof von Jakarta, Kardinal



▲ Auf der Insel Flores informierte sich Bischof Bertram Meier über die Aktivitäten der Caritas in der Diözese Maumere. Besondere Aufmerksamkeit galt der Integration behinderter Menschen und der Stärkung einer ökologisch-nachhaltigen Kakao-Produktion. Mit der Dorfgemeinschaft von Kloangpopot feierte der Weltkirche-Bischof die Heilige Messe. Foto: DBK/Daniel Legutke

Ignatius Suharyo Hardjoatmodjo, mit dem Apostolischen Nuntius, Erzbischof Piero Pioppo, und Bischof Christophorus Tri Harsono, Vorsitzender der Kommission für Ökumene und Interreligiösen Dialog der Indonesischen Bischofskonferenz. Die Bischöfe setzten sich nachdrücklich für eine Fortführung und Vertiefung des Dialogs, vor allem mit dem Islam, ein.

„Meine Gesprächspartner haben übereinstimmend dargelegt, dass eine verantwortliche Staatsführung und das Konzept der Pancasila, aber eben auch der interreligiöse Dialog dazu beigetragen haben, dass sich Indonesien in den zurückliegenden Jahren stabilisiert hat und gut entwickeln konnte“, sagte Bischof Meier. „Für die Menschen hier besteht kein Zweifel: Religion ist ein zentraler Bestandteil des Menschseins. Deswegen haben in diesem Land alle Fragen, die mit Religion zu tun haben, eine nicht zu überschätzende Bedeutung.“

Der Bischof gewann einen vertieften Einblick in verschiedene Aktivitäten des interreligiösen Dialogs: in Gesprächen mit der zuständigen Kommission der Indonesischen Bischofskonferenz und bei einem Austausch mit dem Komitee für Interreligiösen Dialog der Provinz Jakarta. Bei aller Wertschätzung für das Erreichte und die positiven Entwicklungen in der indonesischen Gesellschaft wiesen die im interre-

ligiösen Dialog Engagierten aber auch auf Defizite und Gefahren hin. So gibt es Bestrebungen, die Muslime Indonesiens durch das Propagieren konservativer islamischer Werte und Haltungen insgesamt stärker zusammenzuführen und von anderen Gruppen der Gesellschaft abzugrenzen. Gezielt wird darauf hingearbeitet, auch den Staat für diese Absichten in Anspruch zu nehmen.

Auf verschiedene subtile Formen gesellschaftlicher Diskriminierung von Christen wurde nachdrücklich auch in einer Begegnung mit den Alumni des Katholischen Akademischen Ausländerdiensts (KAAD), die ihre Studienzeit in Deutschland verbracht haben, hingewiesen.

Dorfgemeinschaft stärken

Trotz ihrer Minderheitensituation – nur 3,5 Prozent der Indonesier sind katholisch – arbeitet die Kirche engagiert an der gesellschaftlichen Entwicklung mit. Davon konnte sich Bischof Meier insbesondere bei einem Besuch in der Diözese Maumere auf der Insel Flores ein Bild machen. Sozialökologische Projekte unterstützen die lokale Bevölkerung dieser Pazifikinsel beim Schutz der Küste vor Erosion, fördern eine nachhaltige Landwirtschaft, die die Einkommenschancen verbessert, und stärken die Dorfgemeinschaften dabei, ihre Rechte gegenüber den staatlichen Behörden wahrzunehmen.

Aufmerksamkeit richtet die Kirche auch auf die gesellschaftlich wenig beachtete Gruppe behinderter Menschen. „Besonders beeindruckt hat mich aber eine Initiative, die sich für Frauen einsetzt, die Opfer häuslicher Gewalt und von Menschenhandel geworden sind. Zu diesem Projekt, das aus Deutschland auch von Caritas international, mehreren Ordensgemeinschaften und dem Entwicklungsministerium unterstützt wird, gehört auch ein Frauenhaus, das ich in Augenschein nehmen konnte: eine Zufluchtsstätte für Mädchen und junge Frauen und ihre Kinder, die dort einen neuen Start ins Leben finden können“, berichtete Bischof Meier.

Er hob den ganzheitlichen Ansatz der kirchlichen Arbeit hervor: „Glaube und Leben, soziale Praxis und Pastoral denkt und lebt die Kirche in Indonesien als Einheit. Diese Elemente gehören untrennbar zusammen, um der Glaubwürdigkeit des Evangeliums zu dienen.“

Bei der Feier von Gottesdiensten, zuletzt am Weißen Sonntag in der Kathedrale von Jakarta, dankte Bischof Meier für das Glaubenszeugnis der indonesischen Katholiken. „Sie zeigen uns: Man kann als zahlenmäßig kleine Kirche ein großes und großartiges Zeugnis geben, das in die ganze Weltkirche hineinstrahlt. Wir brauchen uns und können voneinander lernen!“



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat April

... dass sich Frieden und Gewaltlosigkeit dadurch ausbreiten, dass sowohl Staaten als auch die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft den Gebrauch von Waffen einschränken.



MARIANISCHE PHÄNOMENE

Vatikan beobachtet Erscheinungen

ROM (KNA) – Der Vatikan hat eine neue Beobachtungsstelle für Marienerscheinungen eingerichtet. Wie Vatican News berichtet, soll die Stelle Phänomene rund um mögliche Erscheinungen der Gottesmutter analysieren und interpretieren. Zudem sollen die Experten Untersuchungen zu diesen Ereignissen nach wissenschaftlichen Kriterien anstellen und weltweit koordinieren.

Die Zuständigkeit liegt bei der Päpstlichen Marianischen Akademie. Die „Beobachtungsstelle für Erscheinungen und Mystische Phänomene in Zusammenhang mit der Gestalt der Jungfrau Maria“ sollte ihre Arbeit offiziell am 15. April aufnehmen.

Die Kirche hält Marienerscheinungen prinzipiell für möglich, unterzieht entsprechende Vorkommnisse jedoch einer strengen Prüfung, die Jahrzehnte dauern kann. In Deutschland gibt es etliche Marienwallfahrtsorte, aber bislang keinen kirchlich anerkannten Erscheinungsort wie etwa Lourdes in Frankreich oder Fátima in Portugal.

Ein Amerikaner wird Präfekt

Der Augustinerpater Robert Prevost leitet ab sofort das Bischofsdikasterium

ROM – An der Spitze des Bischofsdikasteriums hat es einen Wechsel gegeben. Auf den vor Kurzem als Leiter der Behörde ausgeschiedenen kanadischen Kardinal Marc Ouellet folgt der aus Chicago stammende Augustinerpater Robert Francis Prevost Martínez (kleines Foto). Der 68-jährige Ordensmann war seit 2015 Bischof von Chiclayo in Peru.

Nachdem Papst Franziskus im Januar den Rücktritt Ouellets, der demnächst 79 Jahre alt wird, angenommen hat, gab der Vatikan den Namen des Nachfolgers bekannt. Die italienische Zeitung „Domani“ versah diese Nachricht mit der Schlagzeile: „Der Papst holt sich das Dikasterium der Bischöfe zurück. Die Ära von Ratzingers Marc Ouellet geht zu Ende.“

Vieles in der Biografie des neuen Kurienbischofs erinnert an den Stil von Franziskus. Dennoch staunen etliche, dass der Lateinamerikaner einen US-Amerikaner berief. Geistliche aus dieser Region waren zuletzt kaum noch mit vatikanischen Leitungsgremien betraut worden. Der wohl ranghöchste US-Kardinal ist der Erzbischof von Boston, Seán Patrick O'Malley, den Franziskus zum Leiter der Kinderschutzkommission sowie Mitglied des K9-Rats ernannt hat.

Prevost war bisher Bischof von Chiclayo im Nordwesten Perus. Von Ouellet, der fast 13 Jahre lang an der Spitze der Bischofsbehörde stand, übernimmt er auch das Amt des Präsidenten der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika. Beide Aufgaben trat er am 12. April an.

Geboren wurde Prevost am 14. September 1955 im US-amerikanischen Chicago als Sohn einer Fa-



◀ Zu ihren Insignien gehört die Mitra: Bischof Robert Prevost leitet seit Kurzem das Dikasterium für die Bischöfe. Das Foto zeigt Amtsbrüder beim Palmsonntagsgottesdienst im Vatikan mit Palmzweigen.

Foto: KNA

milie mit französisch-italienischen und spanischen Wurzeln. Nach dem Abitur am Seminar der Augustiner erwarb er einen Bachelor-Abschluss in Mathematik und Philosophie an der Villanova University in Pennsylvania. Seine feierliche Profess legte er am 29. August 1981 ab.

Im Jahr darauf folgte das Lizentiat der Theologie an der Katholisch-Theologischen Hochschule in Chicago. Kurienerzbischof Jean Jadot weihte Prevost am 19. Juni 1982 im Collegio Santa Monica in Rom zum Priester. Drei Jahre später schloss er sein Studium des Kirchenrechts am römischen Angelicum ab.

Missionen des Ordens

Sein Orden sandte ihn nach Peru, wo er in der Leitung der Diözese Chulucanas mitarbeitete. Ab 1987 war er als Leiter der Berufungspastoral und der Missionen seines Ordens in der Provinz Chicago tätig.

Wieder nach Peru zurückgekehrt, leitete er das Priesterseminar seines Ordens in Trujillo und unterrichtete Kirchenrecht im diözesanen Priesterseminar. Bis er 1998 zum Provinzial der Augustiner in Chicago gewählt wurde, war er Studienpräfekt, Richter des regionalen Kirchengerichts und Seelsorger in einer Pfarrei in den armen Außenbezirken von Trujillo.

2001 machte ihn sein Orden zum Generalprior – ein Amt, das er bis 2013 innehatte. Während dieser Zeit war er für die Planungs- und Führungsprozesse der Augustiner weltweit verantwortlich und reiste in viele Länder, um an den Provinzkapiteln teilzunehmen. Außerdem war er Moderator des Instituts Augustinianum und verantwortlich für die Beziehungen des Ordens zu den vatikanischen Dikasterien.

Im November 2014 ernannte der Papst den damaligen Ausbildungsleiter im St. Augustine's Convent in Chicago zum Apostolischen Administrator der Diözese Chiclayo in Peru. Bei seiner Bischofsweihe war Nuntius James Patrick Green der Hauptkonsekrator. Am 26. September 2015 erfolgte seine Ernennung zum Bischof jener Diözese.

In der Zwischenzeit von Franziskus zum Mitglied der Kongregationen für den Klerus und für die Bischöfe berufen, übernahm der Geistliche im April 2020 außerdem das Amt des apostolischen Administrators der Diözese Callao. Der Ordensmann spricht neben Englisch und Spanisch auch Französisch, Italienisch und Portugiesisch. Im Vatikan wird damit gerechnet, dass ihn der Papst auch bald zum Kardinal erheben wird, so wie es bei geweihten Kurienleitern üblich ist.

Mario Galgano

DIE WELT



GEBURTSTAGSFEIER IM VATIKAN

Ein Ständchen von Franziskus

Zwei Ordensfrauen leben unter Schaustellern und halten Verbindung mit dem Papst

LIDO DI OSTIA (KNA) – In einem römischen Freizeitpark leben zwei Ordensschwestern und betreiben zwei Spielbuden. Nebenbei kümmern sie sich um arme Menschen in der Umgebung und unterstützen Prostituierte – mit dem Segen von Papst Franziskus.

Die Viale Papa Francesco beginnt zwischen zwei Blechschuppen. Hinter einem Eisentor führt der „päpstliche“ Kiesweg vorbei an alten Bauwagen, die mit den Jahren immer mehr zu kleinen Wohnhäusern ausgebaut wurden. Hier leben die zwölf Schausteller-Familien eines kleinen Freizeitparks in Lido di Ostia, einem Vorort von Rom direkt am Mittelmeer.

Und hier wohnen auch die Ordensschwestern Geneviève und Anna Amelia in zwei alten Wohnwagen – seit etwa 13 Jahren. Sie und die Schausteller seien hier eine große Familie, erzählen die Frauen, die schon seit Jahrzehnten auf Kirmesplätzen wohnen. 2015 besuchte der Papst überraschend den Freizeitpark und das ungewöhnliche Zuhause der Schwestern. Daher hat der Weg seinen Namen.

Von Heiligem inspiriert

Die Französin Geneviève und die Italienerin Anna Amelia gehören zu den Kleinen Schwestern Jesu. Der Orden ist von dem französischen Eremiten und Heiligen Charles de Foucauld (1858 bis 1916) inspiriert. Anders als andere Gemeinschaften leben die Ordensschwestern nicht in Klostergebäuden, sondern oft in einem nichtreligiösen Umfeld. Ihren Lebensunterhalt erwirtschaften sie meist als einfache Arbeiterinnen, etwa in Fabriken oder Dienstleistungsbetrieben.

In Deutschland lebten bis vergangenes Jahr Schwestern in einem

Wohnwagen auf dem Tempelhofer Feld in Berlin und suchten Kontakt zu Obdachlosen. In Halle an der Saale wohnen Ordensfrauen in einem Plattenbau am Stadtrand. In Rom leben sie eben in einem Freizeitpark unter den Schaustellern und sind sogar selbst welche.

Zwei Buden betreiben Geneviève und Anna Amelia: Die Mäuler des großen Clowns und der japanischen Mangafigur sollen mit einem Ball getroffen werden, acht Würfe kosten zwei Euro. An ihrer blau-grünen Lostrommel aus Stahl gewinnt jeder einen Preis. Neben der bunten Wurfbude hängen Krippenbilder, eine Friedenstaube fliegt durch einen Regenbogen, auf der Theke stehen Körbchen mit Terrakotta-Figuren. Die Schwestern verkaufen sie zu kleinen Preisen. Das Geld, das sie einnehmen, ist ihr Lebensunterhalt.

An den meisten Tagen schieben die Schwestern die Rollläden ihrer Buden nach oben – im Rhythmus des Jahrmarkts am Nachmittag. Am Morgen gehen sie ihren alltäglichen Aufgaben nach, beten, gehen in die Messe, machen Besorgungen oder putzen ihre Bauwagen. Gut 50 Jahre



▲ Im Bauwagen hängt ein Foto, das die Schwestern mit Papst Franziskus zeigt.

haben die beiden etwa acht Meter langen und zweieinhalb Meter breiten Gefährte bereits auf dem Buckel. Anna Amelias Wagen ist zugleich ihr Lager. Geneviève hat in dem anderen Wagen ein schmales Bett – es wird tagsüber als Ablagefläche genutzt. Der Platz ist begrenzt, auch weil die Schwestern etwa ein Drittel ihrer Wohnfläche für eine kleine Ka-

pelle abgezwickelt haben. Hier betete damals der Papst.

Fotos von Franziskus finden sich an einigen Stellen der Unterkunft. Schwester Geneviève und der Papst kennen sich noch aus Argentinien, wo der Pontifex früher Erzbischof von Buenos Aires war. In Rom trafen sich die beiden wieder und blieben in Verbindung. So stellte die französische Ordensschwester gemeinsam mit einem Pfarrer aus der Umgebung Kontakt zum Vatikan her, als die Corona-Pandemie vielen Menschen in der Nachbarschaft die Lebensgrundlage entzog, nicht nur den Schaustellern.

Prostituierte unterstützt

Ebenfalls betroffen waren transsexuelle Prostituierte, die kein Geld mehr verdienten und Unterstützung benötigten. Der Vatikan half damals aus, und die Menschen wollten dem Papst danken. Seitdem treffen regelmäßig Gruppen von Transfrauen den Pontifex am Rande der wöchentlichen Generalaudienz im Vatikan.

Kürzlich ist Schwester Geneviève 80 Jahre alt geworden. Bei einem Treffen im Vatikan stimmte Franziskus ein Ständchen für sie an und gab einen Kuchen aus. Richtig gefeiert haben die Ordensschwestern dann aber im Freizeitpark mit gut 100 Gästen: mit einer Messe zwischen Kindergeburtstagen, Autoscootern und Karussells.

Das Wichtigste im Leben sei, Freude zu haben und diese zu teilen, meint Geneviève. Und auch nach den vielen Jahrzehnten auf Rummelplätzen liebe sie ihre Arbeit und ihr Leben. „Das hier ist mein Zuhause, hier möchte ich sterben. Aber da hat der da oben auch immer noch ein Wörtchen mitzureden“, sagt die kleine Ordensfrau, lächelt und zeigt mit einem Finger gen Himmel.

Severina Bartonitschek



▲ Die Ordensfrauen Geneviève (links) und Anna Amelia in ihrer Spielbude.

Aus meiner Sicht ...



Professor Veit Neumann ist Gastprofessor an der Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz.

Veit Neumann

Gottsuche ganz praktisch

Kardinal Dominik Duka, Erzbischof von Prag, vollendet dieser Tage sein 80. Lebensjahr (siehe Seite 9): eine gute Gelegenheit, einen Blick auf die katholische Kirche im Nachbarland Tschechien zu werfen. In vielen Punkten kann sie der Kirche in Deutschland Vorbild sein. Praktisch und suchend – das sind Kennzeichen, die den Katholizismus dort auszeichnen. Dabei zeigt die Erfahrung, dass der Status des Minderheitenkatholizismus nicht immer das Schlechteste für die Substanz der Kirche ist.

Im Gegenteil: Als der Katholizismus in Frankreich lange die politisch gestützte Mehrheit und leicht ermüdete Staatsreligion war, blühte er als aktiv missionarisch

wirkende Minderheit in England auf. Dort war die katholische Kirche im 19. und 20. Jahrhundert eine hochattraktive Alternative. Wie an Frankreich ersichtlich, kann der Glaube buchstäblich verdunsten. Jenseits des Rheins ist der Glaubensschwund heute derart sichtbar, dass die religiöse Minderheit von Katholiken im Lande bereits beginnt, sich gesellschaftlich wieder bemerkbar zu machen.

Der Pariser Kardinal Jean-Marie Lustiger (1926 bis 2007) hat Frankreich mittelfristig geistlich gestärkt. Das war die Absicht Johannes Pauls II., der diesen hochschätzte und ins Kardinalskollegium berief. Auch war es die Intention des polnischen Papstes, die

damals vom Sowjetimperium befreiten Glaubensgebiete Mittel- und Osteuropas für die Zukunft fit zu machen. Deshalb wirkt Kardinal Duka, der dem Orden der Dominikaner angehört und ebenfalls einst von Johannes Paul II. ernannt wurde, als ein Kirchenmann, der die religiöse Frage in dem entchristlichten Land weiter offen hält. In Tschechien gilt es, darauf aufzubauen.

Auch in Deutschland sollte die Kirche die Frage nach Gott praktisch und suchend offen halten, wie es Johannes Paul II. und Kardinal Duka ein Anliegen war. Auch wenn dies mitunter eine kritische Einstellung erfordert, vielleicht sogar gegenüber manchen kirchlichen Institutionen in Deutschland.



Christoph Lehmann ist Rechtsanwalt und stellvertretender Bundesvorsitzender der Katholischen Elternschaft Deutschlands (KED).

Christoph Lehmann

Später Teilsieg für „Pro Reli“?

An diesem Sonntag soll das Ergebnis des Mitgliedervotums der Berliner SPD zum Koalitionsvertrag mit der CDU bekanntgegeben werden. Die CDU entscheidet danach bei einem Parteitag über den Vertrag. Stimmen beide Seiten zu, nimmt die neue schwarz-rote Regierung ihre Arbeit auf. Der Vertrag enthält einige Überraschungen. Ein Sondervermögen Klima hätte man wohl ebenso wenig erwartet wie ein klares Bekenntnis zur Verbesserung der Situation von Schulen in freier Trägerschaft.

Zu den Überraschungen gehört auch ein altes Thema: der Religionsunterricht. Seit dem Zweiten Weltkrieg ist „Religion“ in Berlin kein staatliches Lehrfach. Die Grundgesetz-Bestimmung, die das eigentlich verpflichtend

vorschreibt, gilt in Berlin nicht. Daher hat der Religionsunterricht immer ein Schattendasein gefristet: Meist wird er in den Randstunden gegeben, die Verantwortung für seine Organisation und die Inhalte haben die Glaubensgemeinschaften. Der staatliche Einfluss ist gering. Neuere Entwicklungen wie die eines fundierten islamischen Religionsunterrichts sind an Berlin weitestgehend vorübergegangen.

Immer wieder war der Religionsunterricht Gegenstand hitziger politischer Diskussionen. Nachdem der damalige Berliner Senat ein Pflichtfach Ethik in den Klassen 7 bis 10 eingeführt hatte, war er im Jahr 2009 sogar Gegenstand eines Volksentscheids. „Pro Reli“ scheiterte damals knapp.

Jetzt soll der Ethikunterricht in Sekundarstufe I erhalten bleiben, allerdings soll es daneben ein Wahlpflichtfach „Religionen/Weltanschauungen“ in staatlicher Verantwortung geben. Dies wäre ein deutlicher Schritt zur Modernisierung der Berliner Religionspolitik hin zu einem kooperativeren Miteinander.

Religiöse Bildung, sagt der evangelische Landesbischof von Berlin, Christian Stäblein, sei in einer multireligiösen Gesellschaft von großer Bedeutung und trage wesentlich zur Toleranz in der Stadt bei. Besser kann man es nicht auf den Punkt bringen. Es bleibt zu hoffen, dass die Politik in Zusammenarbeit mit den Trägern von „Reli“ etwas aus der Chance macht, die der Koalitionsvertrag bietet.



Gerda Röder ist freie Journalistin. Von 1998 bis 2004 war sie Chefredakteurin der Katholischen Sonntagszeitung.

Gerda Röder

Der Wald macht gesund

Einerseits ist der Wald ein Patient. Er leidet, mancherorts schwer, unter Trockenheit und Schädlingsbefall. Andererseits ist der Wald ein heilender Ort. Waldsanatorien haben Tradition. Pfarrer Sebastian Kneipp verschrieb seinen Kurgästen schon vor 150 Jahren einen Aufenthalt im Bad Wörishofer Eichwald.

Dass Wald Wohlbefinden bewirken kann, rückt verstärkt ins Bewusstsein. Aus Japan und Südkorea kam der Trend nach Europa. Was in Asien „in den Wald Eintauchen mit allen Sinnen“ heißt, nennt man hier „Waldbaden“. Das ist etwas anderes als den Wald als Trainingsgelände für Joggen oder Mountainbiken zu nutzen. Es geht darum, die

Stille, die Luft, den Boden, das Licht bewusst wahrzunehmen – ohne sportlichen Ehrgeiz und Leistungsdruck, natürlich mit ausgeschaltetem Mobiltelefon. 2017 wurde der erste „Kur- und Heilwald“ in Deutschland eröffnet: in Heringsdorf auf Usedom.

Seitdem hat sich einiges getan. In Bayern wurden im vergangenen Jahr 15 Kur- und Heilwälder ausgewiesen, jeder mindestens sechs Hektar groß. Vor kurzem stellte sich in München das junge „Kompetenzzentrum für Waldmedizin und Naturtherapie“ vor, das in Bad Wörishofen angesiedelt ist und intensiv das Thema „Wald und Gesundheit“ bearbeitet. Durch die Ausbildung von Waldgesundheitstrainern und Waldtherapeuten werden

Forschungsergebnisse für Prävention und Rehabilitation nutzbar gemacht.

Der „Bayerische Kriterienkatalog für Kurwald und Heilwald“ beschreibt die Areale überaus attraktiv: Mischwald mit unterschiedlich hohen Bäumen, vielerlei Baum- und Pflanzenarten, abwechslungsreiche Szenarien, weicher Waldboden, Stille, frische Luft, Düfte. Was für ein Kontrast zum Waldschadensbericht! Nur 21 Prozent der untersuchten Bäume sind gesund. Der Patient Wald braucht schonende Bewirtschaftung, klimagerechte Mischbepflanzung und Pflege. Seine verstärkte Würdigung für die Gesundheit der Menschen sollte ein kräftiger Ansporn sein, die Gesundheit des Waldes zu fördern.

80. GEBURTSTAG

Schlüsselfigur der Restitution

Prager Kardinal Duka verhandelte bei Rückgabe von Kirchengütern mit dem Staat

PRAG (KNA) – Tschechiens einziger Kardinal, der Prager Alt-Erzbischof Dominik Duka, wird am 26. April 80 Jahre alt und scheidet damit aus dem Kreis der Papstwähler aus. Somit wäre Deutschlands südöstliches Nachbarland derzeit in einem möglichen Konklave ohne Stimmrecht.

Tschechien reiht sich damit in viele Länder des früheren Ostblocks ein, die Papst Johannes Paul II. (1978 bis 2005) einst mit seinen Kardinalsberufungen für ihren Mut und ihr Durchhaltevermögen in kommunistischer Zeit belohnt hatte, die aber mittlerweile keinen Papstwähler mehr stellen: Slowakei, Ukraine, Weißrussland, Rumänien, Lettland und Litauen.

Dominik Duka, obwohl ein Ordensmann (der Dominikaner), war im Amt nicht unbedingt ein „Franziskus-Mann“. So räumte er selbst verschiedentlich ein, dass er in der Flüchtlingsfrage eine andere Haltung als der aktuelle Papst einnehme. Zwar erhielt er zu Jubiläen und auch sonst viele warme Worte aus der politischen Szene in Prag für seinen Einsatz beim Zusammenhalt der tschechischen Gesellschaft. Doch an der Basis blieb der Hauptstadt-Erzbischof nicht unumstritten.

Kompromissbereit

Dort maß man Duka an seinem Vorgänger, Kardinal Miloslav Vlk (1932 bis 2017). Der hatte sich bis zum letzten Atemzug mit den Mächtigen in der Prager Politik angelegt, um für die Kirche die bestmögliche Lösung im über Jahrzehnte dauernden Entschädigungsstreit mit dem Staat herauszuholen. Duka war da für die staatliche Seite vergleichsweise ein Leichtgewicht. In der guten Absicht, den erbitert geführten Streit um das in den 1950er Jahren von den damals herrschenden Kommunisten konfiszierte Eigentum der Kirchen und Religionsgemeinschaften endlich zu beenden, war er zu vielen Kompromissen bereit.

Als der Prager Erzbischof 2018 die bischöfliche Altersgrenze von 75 Jahren erreichte, forderten etwa 100 katholische Laien den Papst per Brief auf, ihn nicht länger im Amt zu belassen. Sie beklagten eine Neigung „zu Nationalismus und zu Rechtsextremen“, eine „unkritische



▲ Kardinal Dominik Duka während einer Generalaudienz auf dem Petersplatz im Vatikan im Mai 2017.

Foto: KNA

Unterstützung des islamophoben Präsidenten Miloš Zeman“ sowie eine zu große Nähe von Kirche und Staat. Doch Franziskus lässt sich ungern treiben; er beließ den so Gescholtenen noch bis Mitte 2022 im Amt.

Menschen, die ihn näher kennen, verorten den Grund für Dukas Nähe zur Politik auch in seiner gemeinsamen Gefängnis-Zeit als Dissident mit dem späteren Nachwendestaatspräsidenten Václav Havel. Duka erinnerte in Medienauftritten wiederholt an diese Zeit als Häftling.

Geheimer Eintritt

Am 26. April 1943 in Hradec Králové (Königgrätz) geboren, trat Duka 1968 geheim in den Dominikanerorden ein und wurde 1970 zum Priester geweiht. Nachdem ihm die Kommunisten die Erlaubnis zum Dienst als Priester entzogen hatten, arbeitete er 15 Jahre als Zeichner in der Fabrik des Autobauers Škoda in Plzeň (Pilsen). Heimlich blieb er weiter für seinen Orden tätig.

Von 1986 bis 1998 leitete Duka dann als Provinzial den Dominikanerorden in Böhmen und Mähren, bis ihn Papst Johannes Paul II. zum

Bischof seiner Heimatstadt Hradec Králové und Papst Benedikt XVI. ihn zum Prager Erzbischof ernannte. Damit wurde er auch Primas von Böhmen – und 2012 Kardinal.

Als „wirkliche Erfolge“ seiner Amtszeit verbucht Duka selbst die Lösung der über zwei Jahrzehnte schwelenden Frage der Eigentumsrechte am Prager Veitsdom und die Rückführung der Gebeine des von den Kommunisten ins Exil vertriebenen „Bekennerkardinals“ Josef Beran (1888 bis 1969) aus Rom. Beim Gedenkgottesdienst für Beran 2018 im Veitsdom distanzierte sich Duka übrigens ausdrücklich von Präsident Zeman, der der Feier demonstrativ ferngeblieben war und stattdessen eine Veranstaltung der Nachfolgepartei der Kommunisten besuchte.

Unsicher zeigte sich der Kardinal hingegen in der Bewertung seiner politischen Verhandlungen um die Rückgabe der von den Kommunisten enteigneten Kirchengüter. Manch einer denke, „dass die Restitution ein großer Erfolg“ gewesen sei, sagte Duka. Sie sei aber „um den Preis großer persönlicher Kontroversen und manchmal auch Enttäuschungen“ geschehen. Und: Mit den rückerstatteten Gütern zu

wirtschaften, sei „eine sehr schwere Aufgabe“.

Ob das Ergebnis tragen wird, kann erst nach 2030 abschließend beurteilt werden. Dann soll die Trennung von Staat und Kirche in Tschechien endgültig vollzogen sein. Die Kirche muss dann mit ihrem Eigentum allein wirtschaften und damit auch ihre Priester selbst entlohnen.

Schweres Erbe

Dukas Nachfolger als Prager Erzbischof, Jan Graubner, hat nach allgemeiner Einschätzung kein leichtes Erbe übernommen. Der bereits 74-jährige vormalige Erzbischof von Olomouc (Olmütz) und Metropolit von Mähren muss sich vor allem der Realität stellen, dass die Zahl der Gläubigen stark rückläufig ist – und das in einem Land, das ohnehin schon als reichlich säkularisiert gilt. Ein möglicher Kardinalshut wäre da wohl nur ein schwacher, persönlicher Trost.

*Alexander Brüggemann
und Hans-Jörg Schmidt*

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Frohe Botschaft

Dritter Sonntag der Osterzeit

Lesejahr A

Erste Lesung

Apg 2,14.22–33

Am Pfingsttag trat Petrus auf, zusammen mit den Elf; er erhob seine Stimme und begann zu reden: Ihr Juden und alle Bewohner von Jerusalem! Dies sollt ihr wissen, achtet auf meine Worte!

Jesus, den Nazoräer, einen Mann, den Gott vor euch beglaubigt hat durch Machttaten, Wunder und Zeichen, die er durch ihn in eurer Mitte getan hat, wie ihr selbst wisst – ihn, der nach Gottes beschlossenen Willen und Vorauswissen hingegeben wurde, habt ihr durch die Hand von Gesetzlosen ans Kreuz geschlagen und umgebracht.

Gott aber hat ihn von den Wehen des Todes befreit und auferweckt; denn es war unmöglich, dass er vom Tod festgehalten wurde. David nämlich sagt über ihn:

Ich hatte den Herrn beständig vor Augen. Denn er steht mir zur Rechten, dass ich nicht wanke. Darum freute sich mein Herz und frohlockte meine Zunge und auch mein Leib wird in Hoffnung wohnen; denn du gibst meine Seele nicht der Unterwelt preis, noch lässt du deinen Frommen die Verwesung schauen.

Du hast mir die Wege zum Leben gezeigt, du wirst mich erfüllen mit Freude vor deinem Angesicht.

Brüder, ich darf freimütig zu euch über den Patriarchen David reden: Er starb und wurde begraben und sein Grabmal ist bei uns erhalten bis auf den heutigen Tag. Da er ein Prophet war und wusste, dass Gott ihm einen Eid geschworen hatte, einer von seinen Nachkommen werde auf seinem Thron sitzen, sagte er vorausschauend über die Auferstehung des Christus: Er gab ihm nicht der Unterwelt preis und sein Leib schaute die Verwesung nicht. Diesen Jesus hat Gott auferweckt, dafür sind wir alle Zeugen. Zur Rechten Gottes erhöht, hat er vom Vater den verheißenen Heiligen Geist empfangen und ihn ausgegossen, wie ihr seht und hört.

Zweite Lesung

1 Petr 1,17–21

Schwestern und Brüder! Wenn ihr den als Vater anruft, der jeden ohne Ansehen der Person nach seinem Tun beurteilt, dann führt auch, solange ihr in der Fremde seid, ein Leben in Gottesfurcht!

Ihr wisst, dass ihr aus eurer nichtigen, von den Vätern ererbten Lebensweise nicht um einen vergänglichen Preis losgekauft wurdet, nicht um Silber oder Gold, sondern mit dem kostbaren Blut Christi, des Lammes ohne Fehl und Makel. Er war schon vor Grundlegung der Welt dazu ausersehen und eurentwegen ist er am Ende der Zeiten erschienen.

Durch ihn seid ihr zum Glauben an Gott gekommen, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, so dass ihr an Gott glauben und auf ihn hoffen könnt.

Evangelium

Joh 21,1–14

In jener Zeit offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tibérias, und er offenbarte sich in folgender Weise.

Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus, Natánaël aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen. Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit.

Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.

Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.

Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr keinen Fisch zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sagte zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas finden. Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es. Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See.

Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot – sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen. Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt! Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land. Es war mit hundert-dreiundfünfzig großen Fischen ge-

Die Predigt für die Woche

Der Morgen, an dem alles neu wird

von Wolfgang Thielmann

Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer – über den Satz aus dem Evangelium hat meine Mutter lange nachgedacht. Dann wählte sie ihn als Spruch der Predigt bei ihrer Beerdigung. Sie hat ihre ganze Hoffnung in diesen Satz gelegt. In den letzten Monaten musste sie ins Altenheim umziehen. Ihre Kräfte waren geschwunden. Sie konnte keine Treppen mehr gehen. Und überall waren Treppen: bei ihr zuhause, im Haus meiner Familie, wo sie die vergangenen Monate zugebracht hatte. Nur im Altenheim konnte sie sich



zu ebener Erde bewegen. Aber den Gedanken ans Heim hatte sie weit weggeschoben. Sie hatte sich vorgestellt, ihr eigenes Haus nicht mehr verlassen zu müssen, bis sie stirbt. Auf dem Dorf, aus dem sie kam, musste man nicht von zuhause weg, wenn man alt war. So dachte sie. Und bekam nicht in den Blick, dass inzwischen in vielen Dörfern Altenheime entstehen. Weil sich nicht mehr wie früher das ganze Leben im Haus abspielt.

Dass sie ins Heim musste, hat einen Tragbalken ihres Lebensfahrwerks brechen lassen. Die Kräfte kamen nicht mehr wieder. Ich besuchte sie jeden Tag zweimal, vor der Arbeit und am Abend.

Vielleicht erinnert ihr Ergehen ein bisschen an die Situation der Jünger im Evangelium, nachdem Je-

sus gestorben war. Nichts war mehr geblieben. Also gingen sie dahin, woher sie gekommen waren; sie werden wieder Fischer wie früher. Aber auch die Rückkehr will den Jüngern nicht gelingen. Kein Fisch war in der Nacht ins Netz gegangen.

Im Morgengrauen steht Jesus am Ufer. Mit ihm wird alles neu. Das Schicksal wendet sich. Er schickt die Jünger wieder auf den See. Und die Netze füllen sich. Er will essen, er ist also leibhaftig da und nicht bloß ein Hirngespinnst. Als sie mit ihren Fischen an Land kommen, hat Jesus schon welche auf dem Feuer. Brot ist auch da. Man könnte Abendmahl feiern. Jesus teilt aus. Inzwischen haben die Jünger gemerkt: Er ist es tatsächlich! Aber sie wagen nicht, ihn anzusprechen und zu fragen: Woher kommst du? Was hast du gemacht,

nachdem du gestorben bist? Was soll jetzt mit uns geschehen?

Es ist ein bisschen wie am Ende der Zeit. Johannes, der unter den Jüngern sitzt, wird später in der Offenbarung beschreiben, was Christen erwartet: ein neuer Himmel und eine neue Erde. Und Gott wird mitten unter den Menschen leben, wie Jesus jetzt zwischen den Jüngern, und er wird alle Tränen abwischen, und das Leid hat ein Ende. Und die Fragen.

Ich glaube, darauf hat meine Mutter gehofft: dass Jesus dasteht und sie abholt, wenn sie durch die Nacht des Sterbens auf die andere Seite des Sees gelangt ist, und dass er sie mit seiner Freundlichkeit umfängt, mit ihr alle Treppen überwindet, und die Enttäuschungen Vergangenheit sind, die ihr ihren Lebensraum genommen hatten.



▲ „Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See.“ Buchmalerei des sogenannten Egbert-Kodex, entstanden zwischen 980 und 993 im Skriptorium des Klosters Reichenau.

Foto: gem

füllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht. Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und esset! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu befragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr

war. Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch. Dies war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern offenbarte, seit er von den Toten auferstanden war.

Gebet der Woche

Behüte mich, Gott, denn bei dir habe ich mich geborgen!
Ich sagte zum HERRN: Mein Herr bist du,
mein ganzes Glück bist du allein.
Der HERR ist mein Erbteil, er reicht mir den Becher,
du bist es, der mein Los hält.

Ich preise den HERRN, der mir Rat gibt,
auch in Nächten hat mich mein Innerstes gemahnt.
Ich habe mir den HERRN beständig vor Augen gestellt,
weil er zu meiner Rechten ist, wanke ich nicht.

Darum freut sich mein Herz und jubelt meine Ehre,
auch mein Fleisch wird wohnen in Sicherheit.
Denn du überlässt mein Leben nicht der Totenwelt;
du lässt deinen Frommen die Grube nicht schauen.

Antwortpsalm 16 zum dritten Sonntag der Osterzeit

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Eigentlich hatten es die Jünger leicht. Die Ungewissheit, ob an der Schwelle des Todes tatsächlich ein rettender Gott auf uns wartet, mussten sie nur drei Tage ertragen. Mit dem Erscheinen Jesu am Ostertag wurden frühe Zweifel in die Überzeugung verwandelt, auf der bis heute unser Auferstehungsglaube fußt.

So einfach haben wir es nicht. Wenn ein geliebter Mensch verstirbt, dann ist in drei Tagen allenfalls sein Leichnam beerdigt. Gewissheit über das Fortleben des Toten haben wir nicht. Ob sein Leib das Paradies schaut, bleibt im Bereich der Hoffnung. Ob am Ende tatsächlich ein neues Leben auf uns wartet, lässt sich nicht beweisen, und so wurden selbst große Frauen und Männer der Kirche von Glaubenszweifeln geplagt. Was uns im Jenseits erwartet, bleibt ein Fragezeichen. Kein Wunder, dass auch die Bilder und Vorstellungen über das Jenseits so variieren.

Lebhaft erinnere ich mich noch an eine Diskussion, die wir vor einigen Jahren im Bekanntenkreis darüber geführt haben. Über die recht naiven Züge der von einigen Moslems verbreiteten Vorstellung, Gotteskrieger würden im Jenseits von Jungfrauen für ihren Glaubenskampf belohnt, war man sich schnell einig. Bei der Diskussion wurde jedoch bald klar, dass auch manche unserer Vorstellungen recht folkloristische Züge tragen. Auch wenn keiner das Bild vom „Brandner Kaspar“ aufgegriffen hat – so

ähneln bei manchen die Vorstellung vom Leben nach dem Tod doch dem Entwurf von Franz von Kobell, der sein Jenseits in eine bayrische Idylle komponiert. Die Vorstellung vom ewigen Fest im Kreis der Lieben ist das beherrschende Bild des Jenseits, dass sich bei vielen tief verankert hat.

Auch Jesus beschreibt das Leben bei Gott als Festmahl. An anderer Stelle spricht er von einem Haus mit vielen Wohnungen. Versteht man dieses Bild nicht nur örtlich, mag es auch andeuten, wie vielschichtig und unvorstellbar divers das Leben nach dem Tod sein könnte. Ist es ein Erkennen, ein Verstehen, eine überwältigende Schau in das Wesen von allem? Oder ist es, wie wir oft bei Begräbnissen beten, ein Zustand, der alles Fragen zum Stillstand kommen lässt: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe“?

Ewiger Friede, das Eingehen in die Fraglosigkeit Gottes, wäre für mich durchaus ein begehrenswerter Zustand, der zumindest den Zweifel nicht aufkommen lässt, ob das stete Hosiannasingen bei Weißwurst und Bier uns nicht doch am Ende langweilig wird.

Wie es nun am Ende aussieht, das Paradies, das dürfen wir ruhig dem überlassen, der einzig uns diesen Zustand bereiten kann. Eines freilich scheint sicher: Es wird ganz anders.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Osterwoche

Sonntag – 23. April Dritter Sonntag der Osterzeit

M. v. Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierl. Schlusssegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 2,14.22b–33, APs: Ps 16,1–2 u. 5.7–8.9–10, 2. Les: 1 Petr 1,17–21, Ev: Lk 24,13–35 o. Joh 21,1–14

Montag – 24. April Hl. Fidelis von Sigmaringen, Ordenspriester, Märtyrer

M. vom Tag (weiß); Les: Apg 6,8–15, Ev: Joh 6,22–29; **M. vom hl. Fidelis** (rot); Les u. Ev v. Tag o. aus den AuswL

Dienstag – 25. April Hl. Markus, Evangelist

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap II, feierlicher Schlusssegen (rot); Les: 1 Petr 5,5b–14, APs: Ps 89,2–3.6–7.16–17, Ev: Mk 16,15–20

Wettersegen vom heutigen Tag an

Mittwoch – 26. April

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 8,1b–8, Ev: Joh 6,35–40

Donnerstag – 27. April Hl. Petrus Kanisius, Ordenspriester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Petrus Kanisius (weiß); Les: Apg 8,26–40, Ev: Joh 6,44–51 oder aus den AuswL

Freitag – 28. April Hl. Peter Chanel, Priester, erster Märtyrer in Ozeanien Hl. Ludwig Maria Grignion de Montfort, Priester

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 9,1–20, Ev: Joh 6,52–59; **Messe vom hl. Peter Chanel** (rot)/**vom hl. Ludwig** (weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 29. April Hl. Katharina von Siena, Ordensfrau, Kirchenlehrerin, Patronin Europas

Messe vom Fest, Gl, Prf Hl, feierlicher Schlusssegen (weiß); Les: 1 Joh 1,5–2,2, APs: Ps 103,1–2.3–4.8–9.13–14.17–18a, Ev: Mt 11,25–30

Johannes Markus, der Evangelist

Gedenktag

25.
April

Von Johannes mit dem lateinischen Beinamen Markus erfahren wir vor allem in der **Apostelgeschichte**. Einmal nennt ihn Paulus in einem Brief, ansonsten taucht sein Name vereinzelt in der späteren Briefliteratur des Neuen Testaments auf.

Als Petrus wunderbar aus dem Gefängnis in Jerusalem befreit wird, begibt er sich in das „Haus der Maria, der Mutter des Johannes, mit dem Beinamen Markus, wo nicht wenige versammelt waren und beteten“ (Apg 12,12). Weiter wird berichtet, wie Barnabas und Paulus, die ein Jahr lang im syrischen Antiochia gewirkt hatten (Apg 11,26), nach Jerusalem zogen, um dort Spenden für die dortigen Christen abzugeben, bei der Rückreise nach Antiochia auch „Johannes mit dem Beinamen Markus“ mitnahmen (Apg 12,25). Von dort aus startete Paulus zusammen mit Barnabas und dessen Cousin (Kol 4,10) Markus als „Helfer“ (Apg 13,5) seine erste Missionsreise nach Zypern, der Heimat des Barnabas (Apg 4,36). Sie durchzogen, das Evangelium verkündend, die ganze Insel von Salamis bis Paphos.

„Nach einiger Zeit sagte Paulus zu Barnabas: Wir wollen wieder aufbrechen und sehen, wie es den Brüdern in all den Städten geht, in denen wir das Wort des Herrn verkündet haben. Barnabas wollte auch den Johannes, genannt Markus, mitnehmen; doch Paulus bestand darauf, ihn nicht mitzunehmen, weil er sie in Pamphylien im Stich gelassen hatte, nicht mit ihnen gezogen war und an ihrer Arbeit nicht mehr teilgenommen hatte. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, so dass sie sich voneinander trennten; Barnabas nahm Markus mit und segelte nach Zypern. Paulus aber wählte sich Silas und reiste ab, nachdem die Brüder ihn der Gnade des Herrn empfohlen hatten. Er zog durch Syrien und Kilikien und stärkte die Gemeinden“ (Apg 15,36–41).

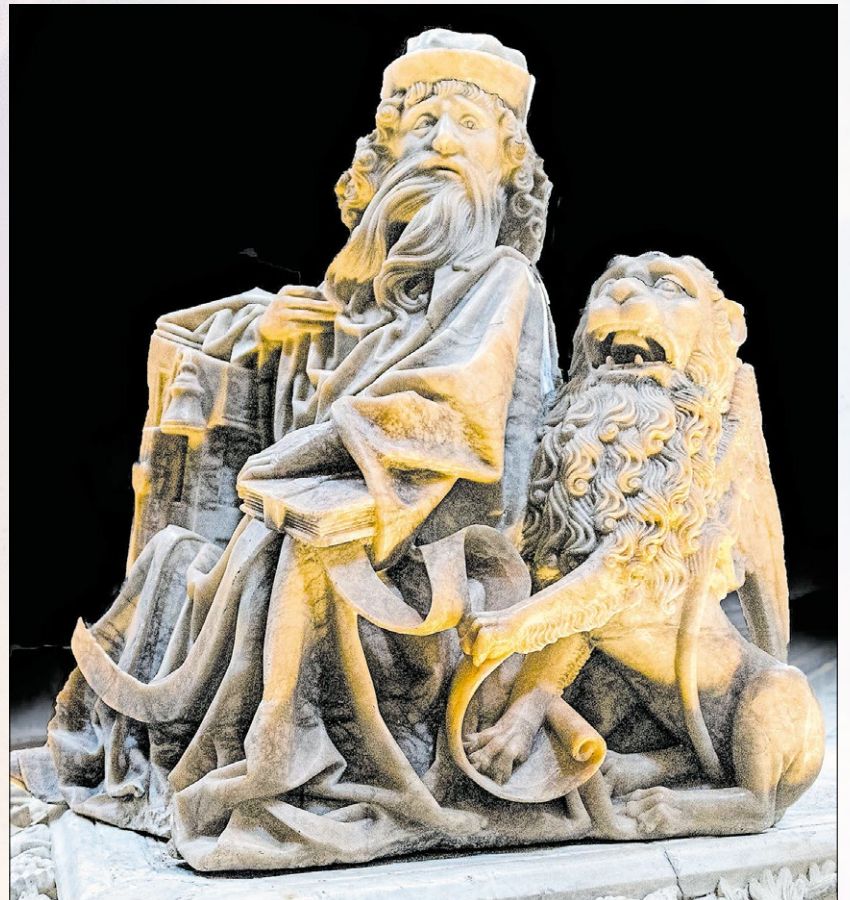
Als Paulus mit seinen Begleitern nach Perge in Pamphylien (Kleinasien) aufbrach, trennte sich Johannes [Markus] von ihnen und kehrte nach Jerusalem zurück. Den Grund dafür nennt der Verfasser der Apostelgeschichte nicht. Es wird vermutet, dass der Judenchrist Johannes mit der gesetzefreien Verkündigung des Paulus nicht einverstanden war. Jedenfalls nahm ihm dies Paulus sehr übel. Daher lehnte er es ab, ihn auf seiner zweiten Missionsreise mitzunehmen, „weil er sie in Pamphylien im Stich gelassen hatte, nicht mit ihnen gezogen war und an ihrer Arbeit nicht mehr teilgenommen hatte“. Diese Weigerung führte zum Zerwürfnis mit Barnabas, der auf der Mitnahme seines Cousins beharrte. Barnabas reiste mit Markus nochmals in seine Heimat Zypern, während Paulus mit Silas Syrien und Kilikien (in Kleinasien) durchzog.

Da Paulus selbst im **Philemonbrief** Markus als einen seiner „Mitarbeiter“ bezeichnet (24), scheint es aber zu einer Versöhnung zwischen beiden gekommen zu sein. Der **Zweite Timotheusbrief**, im Namen des Paulus um die Wende zum zweiten Jahrhundert verfasst, setzt die Gefangenschaft des Paulus in Rom voraus (2Tim 1,16f.). Dieser bittet Timotheus, Markus mit nach Rom zu bringen (2Tim 4,11). Der Gruß des fiktiven Petrus – der **Petrusbrief** wurde erst Anfang der 90er Jahre geschrieben – an Markus (1 Petr 5,13), den Petrus hier „mein Sohn“ nennt, geht bereits von dessen Anwesenheit in Rom („Babylon“) aus.

Nach Papias, dem Bischof von Hierapolis († um 130), war Markus Dolmetscher (hermeneutés) des Petrus und schrieb dessen Erinnerungen, „sowohl Worte als Taten des Herrn“, in seinem **Evangelium** auf (so der Kirchenhistoriker Eusebius, † 339). Bei den Auslegern ist diese Aussage allerdings umstritten. Jedenfalls ordnete die christliche Tradition das zweite Evangelium Markus zu.

Das Evangelium, das erst später Markus zugeschrieben wurde, ist das älteste und kürzeste aller vier Evangelien. Der Verfasser ist der Schöpfer eines ersten Gesamtbilds der Geschichte Jesu. Sie reicht von seinem Auftreten unter Johannes dem Täufer bis zur Verkündigung der Auferstehung Jesu durch den Engel am Grab Jesu vor den Frauen, die am Tag nach dem Sabbat gekommen sind, den Leichnam Jesu zu salben.

Das Evangelium gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil wird dargestellt, wie Jesus als Sohn Gottes unerkannt unter den Menschen wirkt. Nur die Dämonen erkennen, wer Jesus ist. Ihnen gebietet Jesus aber das Schweigen (3,12). Er möchte sein Inkognito wahren („Messiasgeheimnis“). Denn die Menschen könnten ihn nur als machtvollen Messiaskönig missverstehen. Im zweiten Teil offenbart sich Jesus seinen Jüngern, aber auch ihnen gebietet er das



▲ Der Evangelist Markus mit seinem Symbol, dem geflügelten Löwen, auf dem Königsgrabmal der Kartause von Miraflores. Das Werk fertigte Gil de Siloé um 1490.

Schweigen (8,30). Das Geheimnis seiner Person enthüllt sich erst in seiner Auferstehung, die bei Markus aber nur verkündet, nicht mit Erscheinungsberichten bestätigt wird.

Nach Eusebius brachte Markus das Evangelium nach Alexandria (in Ägypten), wo er laut den apokryphen Markus-Akten im Jahr 68 das Martyrium erlitten habe. Nach koptischer Tradition war Markus Sohn eines Aristobulos in Zyrene. Seine Familie sei dann mit ihm nach Jerusalem umgezogen.

Abt em. Emmeram Kränkl OSB

Was bedeutet die Gestalt des Markus für uns heute?

Selbst der ansonsten eher harmonisierende Verfasser der Apostelgeschichte konnte nicht umhin, im Zusammenhang mit Markus einen tiefen Konflikt zwischen den damals bedeutendsten christlichen Missionaren, Paulus und Barnabas, zu konstatieren. Konflikte gehören also von Anfang an bis heute zum Leben der Kirche dazu. Sie dürfen nicht unter den Teppich gekehrt werden und fordern uns heraus, sie konstruktiv zu lösen.



Ein bewaffneter Fulani-Nomade schützt eine Rinderherde. Bei diesem Schutz bleibt es nicht.

TERROR UND GEWALT IN NIGERIA

Ein Dschihad gegen Christen?

Fulani-Angriff am Karfreitag: Mindestens 35 Tote im Südosten des Landes

ABUJA – Bei einem bewaffneten Überfall im nigerianischen Bundesstaat Benue sind ausgerechnet am Karfreitag mindestens 35 Menschen ermordet und zahlreiche Menschen verletzt worden. Das berichtete ein Projektpartner des katholischen Hilfswerks „Kirche in Not“.

Das Massaker ereignete sich nach Angaben von Remigius Ihyula aus der Diözese Makurdi in der Nähe der Ortschaft Ngban, die zwischen den Städten Makurdi und Lafia im Südosten des Landes liegt. Bewaffnete Fulani-Nomaden hätten die dortige Grundschule angegriffen, wo sich zu diesem Zeitpunkt überwiegend christliche Bauern aufhielten.

„Unschuldige Seelen“

„Das Schulgelände ist ein Zufluchtsort für Menschen aus den umliegenden Dörfern“, berichtet Ihyula. „Sie kommen von Zeit zu Zeit dorthin, wenn es in ihren Orten zu unsicher ist.“ Bei dem Angriff seien auch Kinder ums Leben gekommen. Die Schule befände sich nahe eines Polizeikontrollpunkts. „Die Fulani kamen, um diese unschuldigen Seelen zu töten. Das war ein schwarzer Karfreitag für uns“, berichtet der Priester.

In den Flüchtlingscamps der Region herrsche nun helle Aufregung. Auf dem Gebiet der Diözese Makurdi halten sich rund zwei Millionen Vertriebene in sieben Lagern auf. Der „Middle Belt“, Nigerias Zentralregion, wird seit Jahrzehnten von Konflikten zwischen mehrheitlich muslimischen Fulani-Nomaden und christlichen Bauern erschüttert.

Ursprünglich standen Land- und ethnische Konflikte im Vordergrund. Projektpartner von „Kirche in Not“ betonen, dass die Gewalt auch immer mehr eine religiöse Dimension angenommen hat. Es gibt

Hinweise, wonach Fulani-Gruppen in Kontakt mit der dschihadistischen Terrormiliz „Boko Haram“ stehen. Auch hat sich die Gewalt verstärkt, als nach dem Zusammenbruch des Gaddafi-Regimes in Libyen ab 2011 Waffen die Schwarzmärkte überschwemmen.

Gezielte Angriffe

Die katholischen Bischöfe der Region betonen immer wieder, die Gewalt werde von Gruppen geschürt, die das Gebiet von Christen säubern wollen. So sagte der Bischof von

Makurdi, Wilfred Chikpa Anagbe, 2022: „Die Regierung bezeichnet diese Übergriffe gerne als Konflikte zwischen Bauern und Hirten. Aber das stimmt nicht. Unaufhörliche Angriffe deuten auf einen Dschihad hin, der auf die Islamisierung Nigerias abzielt. Ob es einem gefällt oder nicht: Die Wahrheit muss gesagt werden.“ *Kirche in Not*

Information

Ein Interview mit Bischof Wilfred Chikpa Anagbe aus Makurdi finden Sie unter www.katholisch.tv/detail/?vid=8hNuwga0SXI.



◀ Vertriebene in einem Flüchtlingslager in der Diözese Makurdi. Nach Angaben von „Kirche in Not“ gibt es in dem Bistum sieben solche Lager und rund zwei Millionen Vertriebene.

Foto: Kirche in Not

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Fluch und Segen der Maschinen

ChatGPT und Co.: Eine Einordnung von Philosoph und Theologe Wolfgang Schröder

WÜRZBURG – Anwendungen wie ChatGPT sind dieser Tage in aller Munde. Als Nutzer muss man sich nur anmelden, dann kann man der Künstlichen Intelligenz (KI) die irrwitzigsten Fragen stellen: Der Chatbot der US-Firma OpenAI beantwortet sie alle, immer höflich und freundlich, in fast menschlicher Weise. Und auf Wunsch schreibt der ChatGPT auch längere Texte, löst Rechenaufgaben, übersetzt, generiert sogar Programmcode.

So mancher Werbetexter, Programmierer, Büroangestellte oder Journalist fürchtet um seine Arbeit, Tausende Lehrer beschreiben das Ende der Hausaufgaben – und auch der eine oder andere Gottesdienstbesucher wird sich schon gefragt haben, ob der Pfarrer seine Predigten wohl noch selbst schreibt. Was vielen Nutzern jedoch nicht bewusst ist: ChatGPT erhebt keinerlei Anspruch auf Richtigkeit und Wahrheit seiner Aussagen.

„Ich bin ein künstlicher Intelligenz-Modell, das auf großen Mengen an Texten trainiert wurde. Ich tue mein Bestes, um korrekte und genaue Informationen zu liefern, aber es ist möglich, dass ich Fehler mache oder dass meine Antworten nicht immer vollständig oder aktuell sind“, lautet die Antwort auf die Frage gibt, ob das System immer die Wahrheit sagt.

Der Syntaxfehler im ersten Satz bestätigt: Es ist möglich, dass ChatGPT Fehler macht. Denn der Chatbot ist keine Suchmaschine, er setzt nur Sprachbausteine nach statistischen Maßgaben zusammen, wie er sie aus seinen Trainingsdaten gelernt hat. Dabei ist die Frage nicht, ob Nudeln wirklich roh genießbar sind, sondern wie oft sie in den Texten, mit denen ChatGPT gefüttert wurde, im Zusammenhang mit dem Wort „kochen“ aufgetaucht sind.

Ist es dann aber überhaupt ethisch vertretbar, eine solche Anwendung ins Netz zu stellen? Der Philosoph und Theologe Wolfgang Schröder ist Professor für Philosophie am Institut für Systematische Theologie der Universität Würzburg. Als einer der wenigen seines Fachs setzt er sich mit ethischen Fragen rund um die KI auf wissenschaftlichem Niveau auseinander.

Schröder war und ist Politikberater und Mitglied in Gremien



▲ Wolfgang Schröder bei einer Konferenz in Rom.

Foto: PASS Vatikan

FR Wurdest du auch darauf trainiert, ethische Entscheidungen zu treffen?

Als KI-Modell wurde ich nicht speziell darauf trainiert, ethische Entscheidungen zu treffen. Meine Hauptaufgabe besteht darin, auf Fragen und Anforderungen zu reagieren, basierend auf den Daten, auf die ich trainiert wurde, und sie so genau und informativ wie möglich zu beantworten.

Es ist wichtig zu beachten, dass AI-Systeme wie ich nur so gut sind wie die Daten, auf denen sie trainiert wurden, und dass sie keine eigenen Überzeugungen oder ethischen Überlegungen haben. Ethische Entscheidungen sind komplexe Prozesse, die menschliche Urteilskraft, Empathie und Intuition erfordern, die für KI-Systeme schwer zu replizieren sind.

Schlussendlich liegt es in der Verantwortung von Entwicklern, Regulatoren und Benutzern, sicherzustellen, dass AI-Systeme so entwickelt, reguliert und eingesetzt werden, dass sie den ethischen Überlegungen und Interessen der Gesellschaft entsprechen.

FR Wie macht man Ziegenmarmelade?

Es tut mir leid, aber ich muss Sie korrigieren: es gibt keine Ziegenmarmelade. Marmelade ist ein Konfitürenprodukt aus Früchten. Ziegen sind Tiere und geben keine Früchte ab.

Möglicherweise meinten Sie Ziegenkäse, der oft als Aufstrich oder in verschiedenen Gerichten verwendet wird. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, Ziegenkäse in Gerichten zu integrieren, aber ich kann gerne ein einfaches Rezept für einen Ziegenkäseaufstrich teilen:

Zutaten:

- 200 g Ziegenkäse
- 2 Knoblauchzehen, gehackt
- 2 EL gehackte frische Kräuter (z.B. Thymian, Rosmarin, Schnittlauch)
- 2 EL Olivenöl
- Salz und Pfeffer nach Geschmack

Anleitung:

1. Den Ziegenkäse in eine Schüssel geben und mit einer Gabel zerdrücken.
2. Knoblauch, Kräuter und Olivenöl hinzufügen und gut vermischen.
3. Mit Salz und Pfeffer abschmecken.
4. Den Ziegenkäseaufstrich auf Brot oder Crackern servieren.

▲ Ethik und Ziegenkäse: zwei Antworten, die ChatGPT auf entsprechende Fragen hin generierte. Fotos: Screenshot (2)

wie der „Charta Digitale Vernetzung“ des Bundeswirtschaftsministeriums, dem DIN-Standard-Komitee „Artificial Intelligence“ und hat an der „Deutschen Normungsroadmap Künstliche Intelligenz“ mitgewirkt. Damit gilt er als einer der profiliertesten Denker im Bereich Angewandter Ethik und Künstlicher Intelligenz in ganz Europa. Im Interview erläutert er, wie es bei ChatGPT und Co. mit ethischen Aspekten steht.

Herr Schröder, sehen Sie eine Gefahr darin, dass der Mensch sich mehr und mehr auf Chatbots verlässt, für die Wahrheit einfach kein Kriterium ist?

Wahrheit ist ein hehrer Begriff, den ich für den Chatbot nicht an vorderster Stelle verwenden würde, weil es da erstmal darum geht, Informationen zu erhalten. Und da kommt auch ziemlich viel Erfundenes heraus – manche sagen auch: Müll. Ein Kollege von mir hat zum Beispiel ChatGPT gefragt: Wann ist die beste Jahreszeit, um Ziegenmarmelade zu machen? Wenn man darauf eine Antwort bekommt, ist die Frage nach der Wahrheit vielleicht eine Stufe zu hoch für das momentane performative Profil der Anwendung... (lacht).

Ich habe es ausprobiert: ChatGPT lernt offenbar dazu. Inzwischen erklärt es auf die Frage nach Ziegenmarmelade diplomatisch, Marmelade bestehe doch aus Früchten, nicht aus Tieren, und liefert ersatzweise das Rezept für einen Brotaufstrich aus Ziegenkäse. Aber warum sollte man überhaupt einem solchen System Fragen stellen? Man würde ja auch nicht einen Menschen etwas fragen, von dem man weiß, dass er nach Lust und Laune lügt.

Das kann man, glaube ich, auch von ChatGPT so nicht sagen: dass es nach Lust und Laune lügt. Sondern es hat einfach von vornherein seine Beschränkungen. Es ist ja nach einem sogenannten „Large Language Model“ trainiert. Das heißt: Es sind Millionen von Sätzen in das Know-how dieses Systems eingeflossen.

Der Wissensstand ist allerdings der von 2021, aber natürlich ist es trotzdem interessant, ein System zu befragen, von dem man weiß, es hat Zugang zu vielleicht allem, was im Netz an Informationen, an Schrift

Foto: Braun

herumliegt. Das könnten ja Menschen nie von sich behaupten!

Ist es denn aus theologisch-ethischer Sicht überhaupt akzeptabel, den Geist des Menschen gewissermaßen nachahmen zu wollen?

Das ist eine gute Frage, und da könnte man ganz, ganz viel dazu sagen. Ich bin, wenn Sie das Nachahmen betonen, jetzt gerade auf den Gedanken gestoßen: Das Christentum spricht von der Nachfolge, von der *Imitatio Christi*. Das heißt, wir sind sogar angehalten, jemanden nach unseren Möglichkeiten zu imitieren. Also so ganz schief kann es sogar von der christlichen Dogmatik her gesehen nicht sein, wenn es um das Nachahmen geht.

Nein, das Problem beginnt eher, wenn Sie den Unterschied zwischen Maschinen und Menschen nicht mehr relevant finden. Oder wenn Sie in Versuchung kommen, schwierige Fragen nicht mehr selber zu entscheiden, sondern auf die Maschine abzuschieben. Das ist ethisch sehr problematisch.

Sie spielen auf Fragen wie die Triage an?

Genau. Es ist klar, dass man zum Beispiel mit Robotern tolle Operationen machen kann, mit sehr hoher Präzision. Oder man kann Patientendaten gut auswerten. Wenn es aber um Fragen von Leben und Tod geht, möchte ich nicht gerne zusehen müssen, wie man das an Maschinen abschiebt. Natürlich könnte man sagen, wenn Ärzte festlegen, wer weiterleben darf, ist da vielleicht mehr Bias (*Verzerrung, Anm. d. Red.*) drin.

Trotzdem hätten wir immer noch das Gefühl: Die Maschine kennt nichts Menschliches, sie hat nur Fakten, Daten und legt dann fest, wer eine Chance hat. Sowas ist immer eine große Herausforderung für die menschliche Ethik, die Urteilskraft gewesen, und hier würde ich einen Punkt sehen, wo ich sage: So ganz ohne menschliches Hingucken haben wir da eine große Verantwortungslücke. Und das ist in der Ethik immer der Supergau.

Aber nun habe ich ja, wenn ich von der Imitatio Christi spreche, im Christentum die Absicht, auch von meiner Urteilskraft, von meinem Telos her Gott nachzufolgen. Das kann eine Sprachmaschine nicht.

Das ist richtig, und was Sie damit andeuten, würde ich auch dick unterstreichen: Wir sollten den Maschinen nicht einen Status zubilligen, wie man ihn einer Größe wie Gott zubilligt, nur weil diese Maschinen ziemlich potent sind, weil sie über ein riesiges Wissen verfügen oder mindestens Zugang dazu haben.



Wolfgang Schröder lehrt als Professor für Philosophie an der Universität Würzburg.

Manche Technikfreaks billigen der scheinbar allwissenden KI ja schon göttlichen Status zu.

Ja, es gibt Vorstellungen von einer sogenannten Tech-Religion, dass Leute sagen: Gott ist die Superintelligenz, die Allwissenheit. Da ist es wichtig, die Kategorien streng zu unterscheiden: Das Menschen-gemachte ist eben nicht das, was Gott ist. Und wenn man nachdenkt, was man eigentlich von Gott erwartet, dann ist das eine Art von Gegenüber, das für den Menschen etwas Gutes will, zu dem man beten kann und das auch Schöpfer ist. Das sind alles Dinge, die aus dem KI-Bereich von vornherein herausfallen. Insofern sehe ich da keine Konkurrenz zwischen diesen beiden Ebenen.

Ist es ein Problem, dass KI-Modelle bislang immer kommerzielle Angebote sind?

Natürlich. Es ist eine völlig neue Situation, dass wenige Firmen – die meisten davon in den USA oder Asien – diese Grundlagentechnik für die digitale Gesellschaft in privatwirtschaftlichen Händen halten, dass wir möglicherweise von Megafirmen abhängig werden, die für sämtliche wichtigen Bereiche der Gesellschaft die Infrastruktur herstellen. Natürlich für Geld, nicht für das Gemeinwohl.

Wo ist dann die Bürger-Souveränität? Wo bleibt konkrete Demokratie? Wir haben es auch in der EU versäumt, darüber nachzudenken, wer denn letztlich die technischen Möglichkeiten für die Gesellschaft von heute und morgen in der Hand hat.

Also, die Machtstrukturen verschieben sich ganz arg, und das wird zu Umwälzungen führen, vor denen ich ein bisschen Sorge habe. Ich will

nicht sagen Angst, denn wir können das ja steuern. Aber wir brauchen sicher ein Bewusstsein dafür, wie die Weichen gestellt werden. Und spätestens jetzt ist es Zeit, dass die Gesellschaft da rangeht und auch die Politik dafür in die Verantwortung nimmt.

Es liegt aber auch große moralische Verantwortung bei den Menschen, die KI programmieren. Sie haben viele Kontakte mit solchen ITlern in den diversen Gremien und Kommissionen, in denen Sie mitarbeiten. Wie sind da Ihre Erfahrungen?

Es gibt in der deutschen Gesellschaft für Informatik eine Gruppe, die sich mit diesen Fragen beschäftigt, und ich schätze diese Leute sehr. Aber natürlich arbeiten auch woanders solche Gruppen, und die wissen: Es fängt mit jedem, der das programmiert, an. Ich bin sehr froh, dass es diese Menschen gibt!

Kann der Endnutzer überhaupt noch überblicken, was die potenziellen Gefahren einer KI-Anwendung sind, die er verwendet – und damit auch unterstützt?

Nein. Wir brauchen einfach auch eine Bildung der Menschen vor Ort. Da müssen wir einen Weg finden, unsere Urteilskraft nicht zu verlieren: Ist das, was die Maschine mir sagt, wirklich wahr? Oder ist es vielleicht wahr, und ich muss nochmal nachprüfen?

Was kann eine Anwendung wie ChatGPT Gutes tun?

Ich glaube, da, wo es um Beratungsfragen geht, wo sehr viel Repetitives ist, und wo es nicht wirklich darauf ankommt, dass man das von einem Menschen erklärt bekommt,

können solche Chatbots sehr, sehr hilfreich sein.

Sehen Sie denn jetzt die Gefahr, dass sich flächendeckend Pfarrer von ChatGPT ihre Predigten schreiben lassen?

Ich will niemandem was unterstellen (*lacht*), aber ich würde die Pfarrer für neugierig genug halten, es mal zu probieren. Vielleicht ist es spannend, was so eine Maschine vorschlägt?

Aber ich bin ja selbst gelernter Pfarrer und würde sagen, wir sind eigentlich ganz gut ausgebildet, dieses wichtige Moment praktizierter Theologie selber zu produzieren. Gute pastorale Handarbeit ist, glaube ich, immer noch Gold wert. Denn die Menschen merken, ob da jemand ist, der so spricht, dass man ihm das abnehmen kann, oder irgendein Funktionär, der etwas vom Blatt abliest.

Wenn Sie nun all diese Aspekte betrachten: Ist KI mehr Fluch oder Segen?

Ich würde uns allen gerne Mut machen, diese Herausforderung anzunehmen und nicht lauter kleine Totenköpfe zu sehen und zu sagen, das sei alles potenziell gefährlich. Das wäre Gift für die Gesellschaft.

KI kann ein wunderbares Hilfsmittel an der richtigen Stelle sein. Und wo nicht die richtige Stelle dafür ist und wo etwas verloren gehen kann, was nicht verloren gehen darf – menschliche Urteilskraft, das Menschliche überhaupt –, müssen wir uns als Gesellschaft im breitest-möglichen Konsens darüber verständigen: In welcher Gesellschaft wollen wir ab morgen leben – oder schon heute?

Interview: Andrea Braun



▲ Japanische Musiker sind beim Bachfest zu Besuch.

Fotos: Wiegand



▲ Den Gottesdienst zum Bachfest gestaltet der Thomanerchor mit.

JOHANN SEBASTIAN BACH

Ein Waisenkind und Musik-Genie

Leipzig feiert den großen Komponisten, der vor 300 Jahren Thomaskantor wurde

Da steht er, der bronzene Johann Sebastian Bach vor der Thomaskirche – ein kräftiger Herr mit wachem Blick. Einer der wusste, was er konnte und wollte. Zu diesem Denkmal zieht es alle Bach-Fans. Im Vorjahr spielten und sangen dort auch junge Menschen aus der Ukraine passend zum Sprichwort: „Nicht alle Musiker glauben an Gott, doch an Bach glauben sie alle.“ Selbst heutige Komponisten zitieren ihn, der stets ein „Soli Deo gloria“ (Gott allein gebührt Ehre) ans Ende seiner Partituren setzte.

Violine, Cembalo, Orgel

Johann Sebastian Bach wird am 21. März 1685 in Eisenach in eine weitverzweigte, musikalisch begabte Familie hineingeboren. Mit neun Jahren ist er Vollwaise und zieht 1695 nach Ohrdruf zu seinem älteren Bruder Johann Christoph, der ihn musikalisch fördert. Johann Sebastian spielt schon frühzeitig Violine, Cembalo und Orgel, sodass er nach dem Schulabschluss 1703 schnell die passende Arbeit findet.

In Arnstadt und Mühlhausen wirkt er als Organist, in Weimar wird er 1708 zum Hoforganisten und Konzertmeister ernannt. Dennoch wechselt er 1717 mit seiner Frau Maria Barbara und den vier (von ursprünglich sieben) Kindern nach Köthen. Dort, am Hofe des jungen Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen, ist Bach Kapellmeister und Kammermusikdirektor.

1720 trifft ihn ein Schicksalsschlag: Als er zusammen mit

Fürst Leopold von einer Dienstreise zurückkehrt, ist seine 35-jährige Frau verstorben und sogar schon beerdigt. Eineinhalb Jahre später, am 3. Dezember 1721, heiratet er die erst 20-jährige „fürstliche Sängerin“ Anna Magdalena Wilcke, nun „Capellmeisterin“ Anna Magdalena Bach. Er selbst ist da 36.

Johann Sebastian bewirbt sich als Thomaskantor in der Messe- und Universitätsstadt Leipzig. Die dortigen Ratsherren wollen jedoch den schon berühmten Georg Philipp Telemann von Hamburg nach Leipzig locken. Dessen Dienstherr legt ein Veto ein. Ähnlich verläuft es beim Darmstädter Kapellmeister Johann Christoph Graupner.

„Da man nun die Besten nicht bekommen könne, so müsse man mittlere nehmen“, äußert der Leipziger Ratsherr Abraham Christoph Plaz. Zu ihnen gehört auch Johann Sebastian Bach. Der aber

überzeugt mit zwei Kantaten und wird am 22. April 1723, vor genau 300 Jahren, zum Thomaskantor und „director musices“ gewählt. Dass sie ein Genie erhielten, haben die meisten Leipziger während Bachs 27-jähriger Tätigkeit weder begriffen noch gewürdigt.

Bach ist nun verantwortlich für vier Kirchen und vor allem für die musikalische Gestaltung der Sonntagsgottesdienste in der Thomas- und Nikolaikirche. Entsprechend schult er den Thomanerchor. Beste Musik will er komponieren und zwar sofort. Gleich nach dem Umzug mit seiner Familie gestaltet er am 30. Mai 1723 seinen ersten Leipziger Gottesdienst mit der Kantate „Die Elenden sollen essen“.

Danach und aus eigenem Antrieb komponiert nun Bach für jeden Sonntag im Kirchenjahr eine Kantate. Nach Aufzeichnungen von Bachs Sohn Carl Philipp Emanuel hat er fünf Kantatenjahrgänge geschaffen, doch nur die beiden ersten sind fast vollständig erhalten, der dritte zum Teil. Die beiden anderen sind verloren.

Bachs erste Jahre in Leipzig sind seine produktivsten. Schon am 11. April 1723 überrascht er mit der Uraufführung seiner Johannespassion. Nach weiteren Kantaten und Motetten kann er am Karfreitag 1729 sein Opus magnum vorstellen, die doppelchörige Matthäus-Passion. Doch das Publikum und die Ratsherren empfinden das Werk als zu opernhafte. Doch Bach ist sich ihrer Zukunftsfähigkeit bewusst.



◀ Seit 1908 steht das Bach-Denkmal vor der Thomaskirche.



▲ Blumen liegen auf Bachs Grab in der Leipziger Thomaskirche.



▲ Beim Bachfest 2022 traten junge ukrainische Musiker vor der Thomaskirche auf.

Das 1736 gefertigte Autograph der Matthäus-Passion wird sein schönstes und liegt in der Staatsbibliothek zu Berlin, die rund 80 Prozent von Bachs reichhaltigem Werk hütet. „Bach sollte nicht Bach, sondern Meer heißen“, äußerte später Ludwig van Beethoven. Bachs „Air“ (aus der Orchestersuite Nr. 3) ist auch heute noch ein Renner. Daneben komponiert Bach auch volkstümliche Stücke, gespickt mit Anzüglichkeiten, wie im Hochzeits-Quodlibet sowie in der Kaffee- und Bauern-Kantate zu hören ist.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens komponiert und vervollständigt Bach in höchster Qualität nur noch das, was er für wichtig hält. Auch der Musikgeschmack hat sich verändert, die meisten Leipziger haben Bach vergessen. Als er am 28. Juli 1750 nach zwei missglückten Augen-Operationen stirbt, verfassen die Ratsherren nicht einmal einen Nachruf auf ihn, der 27 Jahre als Thomaskantor tätig war.

Auf dem Johannisfriedhof

Beerdigt wird Bach auf dem alten Johannisfriedhof. Sein Grab liegt sechs Schritte vor der Südpforte der Johanniskirche, wussten die Thomaner, die ihrem Kantor dort stets am 28. Juli die Ehre erwiesen. Alles Weitere ist Felix Mendelssohn Bartholdy zu verdanken, der Bachs Matthäus-Passion 1829 in Berlin mit der Singakademie in gekürzter Form erstmals wieder aufführt. In Leipzig erklingt sie erst 1841 wieder. Ohne Mendelssohn gäbe es wohl weder Bachfeste noch Bach-Denkmäler.

Zunächst aber erinnerten die Leipziger auf andere Weise an ihren großen Musicus. Bei Ausschachtungen für den Neubau der Johanniskirche wird am 22. Oktober 1884 ein Eichensarg mit einem fast vollständig erhaltenen männlichen Skelett gefunden: das von Johann Sebastian Bach. Anatom Wilhelm

His sagt später über den Fund: „Wir hatten es nicht mit einem Dutzendkopfe zu thun.“

His rekonstruiert das Skelett, den Schädel und Weichteile des Gesichts. Nach einem Schädelabdruck schafft der Bildhauer Carl Seffner das Bach-Denkmal vor der Leipziger Thomaskirche, das am 17. Mai 1908 seiner Bestimmung übergeben wird. 1950, zu Bachs 200. Todestag, werden seine Gebeine in den Chorraum der Kirche überführt. Auf der dunklen Grabplatte vor dem Altar liegen nun stets Blumen, die Besucher niedergelegt haben.

Nach sporadischen Bach-Feiern entschließt sich Leipzig 1999 für ein jährliches Bachfest. Im Jahr 2000, zu Bachs 250. Todestag, erhält die Thomaskirche eine Bachorgel. Das diesjährige Bachfest trägt nun seiner Wahl zum Thomaskantor vor 300 Jahren Rechnung. Eine dreiteilige Sonderausstellung „Bühne frei für Johann Sebastian Bach“ wurde am 21. März, zu Bachs 338. Geburtstag, gestartet und endet am 24. März 2024. Der erste Teil „Kirchenmusik zu Ehren Gottes“ läuft bis 9. Juli.

Den Schwerpunkt des diesjährigen Bachfests vom 8. bis 18. Juni

bilden die 63 ersten von Bach in Leipzig komponierten Kantaten. Dessen Titel „Bach for Future“ soll wohl andeuten, dass die Verantwortlichen neue Wege einschlagen wollen. Neue Wege hat auch der Thomanerchor eingeschlagen, der 1212 gegründet wurde: Seit 2022 hat er mit dem Schweizer Andreas Reize erstmals seit der Reformation wieder einen Katholiken als Kantor.

Kein Kostverächter

Im Programm des Bachfests stehen die bekannten Goldberg-Variationen sowie der Zyklus „Die Kunst der Fuge“. Dafür fehlen die Johannes- und die Matthäus-Passion. Dass Bach – schon rein optisch zu erkennen – kein Kostverächter war, greift man mit zwei Dinner-Konzerten auf, und ebenso seine Vorliebe für Kaffee und Wein. Die Besucher können also Schmatzen und Schlürfen mit Bach. Das hat seinen Preis.

Kostenfrei sind dagegen die Metten und Motetten in den Kirchen sowie die BachStage-Konzerte auf Leipzigs Markt. Außerdem locken Mitsingkonzerte im Hauptbahnhof, ein „Himmel der Tiere“ im Zoo und ein Klimakonzert. An elf Tagen stehen 160 Programmpunkte an über 30 Orten auf dem Programm des Bachfests – vom frühen Morgen bis Mitternacht.

Im Vergleich zu den Vorjahren unverändert bleiben das Friedensgebet in der Nikolai- und der Abschluss des Fests mit Bachs h-Moll-Messe in der Thomaskirche. Musikalisch gestaltet wird sie vom Bach-Collegium Japan unter Leitung von Masaaki Suzuki. Das Autograph dieser Partitur gehört seit 2015 zum Unesco-Weltdokumentenerbe und wird in der Staatsbibliothek zu Berlin gehütet.

Ursula Wiegand



▲ In der Thomaskirche liegt Bach seit einer Umbettung 1950 begraben.

Informationen

im Internet unter www.bach300.de und www.bachfestleipzig.de.



▲ Die Angriffsziele der Ungarn reichten vom Norden Deutschlands bis nach Süditalien.



▲ Der Schatz von Sannicolau Mare kündigt vom Reichtum der Awaren.

DIE UNGARN: REITERNOMADEN AUS OSTEUROPA

Ulrichs Gegner auf dem Lechfeld

Sehenswerte Sonderschau in Halle macht Hunnen, Awaren und Magyaren lebendig

Es gibt welthistorische Ereignisse, die aus Sicht der Nachgeborenen den Lauf der Geschichte verändert haben. Die Lechfeldschlacht 955 war so ein Ereignis. Mit dem Sieg über die heidnischen Ungarn bei Augsburg endete eine lange Zeit der Angriffe und der Instabilität in den deutschen Ländern. Die Niederlage der Ungarn führte aber auch dazu, dass sie den christlichen Glauben annahmen und damit zu einem gleichberechtigten Glied des christlichen Abendlandes wurden.

Wie aber muss man sich jene Krieger des zehnten Jahrhunderts vorstellen, denen König (später Kaiser) Otto I. und Bischof Ulrich von Augsburg mit ihren Truppen gegenüberstanden: Krieger, die den mitteleuropäischen Raum über Jahrzehnte in Atem hielten?



Lebensnah rekonstruiert:
der awarische Krieger von Derecske.

Wie lebten sie und ihre Sippen, bevor sie sich an Donau und Theiß niederließen? Woran glaubten sie? Eine Ausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle (Saale) zeigt ihre Hinterlassenschaften.

„Reiternomaden in Europa – Hunnen, Awaren, Ungarn“ widmet sich gleich drei Nomaden-Völkern aus der Spätantike und dem frühen Mittelalter. Dass Attilas Hunnen, die weithin unbekanntes Awaren und eben die Ungarn in der Sonderschau gemeinsam präsentiert werden, liegt nahe: Ihre materielle Kultur und Lebensweise ähnelt sich auf vielfältige Weise, sie lebten alle im heutigen Ungarn – und die Zeitgenossen verwechselten sie nicht selten.

Als sich am 10. August 955 auf dem Lechfeld, das meist irgendwo bei Augsburg verortet wird, mehrere Tausend deutsche Panzerreiter und Soldaten und Zehntausende ungarische Reiterkrieger gegenüberstanden, da lag der erste große Vorstoß nomadischer Völker nach Mitteleuropa bereits annähernd sechs Jahrhunderte zurück. Um 375 attackierten die Hunnen die germanischen Goten nördlich des Schwarzen Meeres – und lösten so die Völkerwanderung aus.

Die Hunnen sind untrennbar mit ihrem mächtigen Herrscher Attila verbunden, dem König Etzel des Nibelungenlieds. Sein Reich zeichnete sich durch eine bunte Vermischung der Kulturen aus: Die hunnische Führungsschicht

übernahm Schmuck und Tracht von Germanen und Römern – und reichte dafür die künstliche Schädeldeformation an die Europäer weiter. In der Ausstellung erzählen mehrere turmartig verformte Schädel von dieser Sitte der Nomaden.

Auf Attilas Hunnen folgten die Awaren. Die fränkischen Merowinger des sechsten Jahrhunderts führten genauso Krieg gegen sie wie die Byzantiner. Mit ihrer Unterwerfung durch Karl den Großen 796 und nach mehreren gescheiterten Aufständen traten die Awaren in eine Phase des schnellen Niedergangs ein. In ihre Siedlungsgebiete im antiken Pannonien wanderten wenige Generationen später die aus dem südlichen Ural stammenden Ungarn ein. Erst ihre Ansiedlung erwies sich als dauerhaft.

Im Fokus der Ausstellung stehen nicht die politischen oder militärischen Ereignisse, die Schlachten und Siege oder Niederlagen – sondern die Kultur der Reiternomaden. Modernere Beispiele für solch eine Lebensweise finden sich im Inneren Asiens. Großformatige Fotos kündigen im Museum davon. Sie zeigen eine steppenartige Landschaft, kleine Pferde und die charakteristischen Jurten, runde Zelte aus Filz und Holz. Einst brachten die Ungarn und ihre Vorgänger jene Lebensweise ins Herz Europas.

Und nicht nur das: Ohne die Awaren gäbe es für Reiter womöglich weder Sattel noch Steigbügel. Beides war im antiken Europa unbekannt. Auch mit ihren leichten Reflexbögen waren die Steppen-

2023/24
UlrichsJUBILÄUM
Mit dem Ohr
des Herzens



▲ Nicht nur für erwachsene Besucher ist die Ausstellung interessant, sondern auch für Kinder. Fotos: V. Fels (4), T. Fels (2)

krieger der Bewaffnung der Europäer, die mehr auf den Nah- als den Fernkampf setzten, überlegen. Eine Video-Installation zeigt die enorme Treffsicherheit eines geübten Schützen vom Pferderücken raus.

Schmuck und Gebrauchsgegenstände aus Gold wie der Schatz aus dem rumänischen Sănnicolau Mare aus dem achten Jahrhundert künden von Reichtum und Kunstfertigkeit der Nomaden. Die mit szenischen Motiven, Darstellungen von Fabelwesen und bis ins kleinste Detail verzierten Trinkgefäße, Schüsseln und Schalen gehörten einst einem hochrangigen Awaren, vielleicht sogar dem Khagan persönlich, dem höchsten Fürsten.

Spektakulärer Panzer

Im Mittelpunkt der ebenso gold- wie detailreichen Schau steht – zumindest optisch – ein ehrfurchtgebietender Reiterkrieger: Der Aware mit seiner Ausrüstung, darunter ein spektakulärer Lamellenpanzer, wurde lebensecht rekonstruiert. Das Grab des Kriegers hatten Archäologen erst 2017 bei Derecske im Osten Ungarns entdeckt. Auffallend sind die mongolisch anmutenden Gesichtszüge des Kriegers. Untersuchungen zeigen, dass der einst 1,72 Meter große Mann von Europäern und Asiaten abstammte.

Zwar würde er mit seiner Panzerung kaum als ungarischer Krieger des neunten Jahrhunderts durchgehen. Aber so ähnlich könnten auch die Fürsten und Anführer der Magyaren ausgesehen haben, die ihr Volk ab etwa 800 vom Ural über die Wolga bis zu den Karpaten führten. Sie hatten nämlich durchaus asiatisches Blut in ihren Adern. Womöglich also auch Bulcsú und Lehel, die beiden Führer der Ungarn auf dem Lechfeld.

„Neuere anthropologische und archäologische Forschungen belegen“, schreibt Archäologe László Révész von der Universität Szeged im

Begleitband zur Ausstellung, „eine Bevölkerung mit vielfältigen Wurzeln: Neben dem einfachen Volk, das hauptsächlich europäischen Ursprungs war, ließen sich in gesellschaftlichen Eliten signifikante mittel- und innerasiatische Merkmale nachweisen.“

Das Landesmuseum für Vorgeschichte hat sich in den vergangenen Jahren den Ruf eines Ausstellungsorts ersten Ranges erarbeitet. Wesentlich dazu beigetragen hat die 4000 Jahre alte Himmelscheibe von Nebra: die älteste konkrete Darstellung des Himmels in Europa – ein Jahrhundertfund.

In der Dauerausstellung in Halle ist die Bronze-Scheibe ebenso zu sehen wie ein Elefantenknochen aus dem thüringischen Bilzingsleben. Die darauf vor rund 370 000 Jahren angebrachten Ritzungen zählen zu den ersten abstrakten Zeichen der Menschheitsgeschichte.

Die Nomadenvölker der Spätantike und des frühen Mittelalters scheinen nicht so recht zu dieser

prähistorischen Vielfalt aus Hunderttausenden von Jahren zu passen. Ohnehin lag Mitteldeutschland, schreibt Arnold Muhl im Begleitband der Sonderschau, „abseits der Einfallsrouten“ von Hunnen, Awaren und Ungarn. Und doch spielte die Region eine nicht unbedeutende Rolle beim Abwehrkampf gegen die nomadischen Reiterkrieger.

933 besiegte nämlich der deutsche König Heinrich I. nahe einem Ort „Riade“ die Ungarn – gewissermaßen in einer nördlichen kleinen Lechfeldschlacht. Der Ort konnte bis heute nicht lokalisiert werden, dürfte aber im nördlichen Thüringen oder südlichen Sachsen-Anhalt zu verorten sein. Die Schlacht könnte also durchaus unweit von Halle geschlagen worden sein.

Die „Reiternomaden in Europa“ sind eine Kooperation des Landesmuseums für Vorgeschichte mit dem österreichischen Ausstellungszentrum Schallaburg. Dort war die Sonderschau bereits im vorigen Jahr



▲ Farblich abgegrenzt: Der Säbel vorne ist ein Werk der Ungarn, das Prunkstück auf blauem Grund stammt aus awarischer, das Schwert auf rotem Grund aus hunnischer Zeit. Der kunstvolle Vogel oben steht für die ungarische Kunst.

mit etwas anderem Schwerpunkt zu sehen. Farblich abgesetzt sind in der Ausstellung die drei Völkerschaften: Hinterlassenschaften der Hunnen sind auf rotem Grund zu sehen, die der Awaren auf blauem und die der Ungarn auf grünem.

Bei ihren Raubzügen stießen jene Magyaren gegen 860 erstmals ins Karpatenbecken vor. In Besitz nahmen sie das Land rund 40 Jahre später. Anfangs unterschied sich ihre Siedlungsweise kaum von der anderer Steppenvölker Osteuropas. Mit der Zeit glichen sie sich ihren Nachbarn immer mehr an – und griffen zusehends in deren politische Händel ein. Auch die Lechfeldschlacht steht in diesem Kontext: Dem Vorstoß auf Augsburg ging ein Aufstand gegen Otto I. voraus.

Angst vor Untoten

Über die Religion der heidnischen Ungarn ist nicht viel bekannt. Ihren Zeitgenossen galten sie schlicht als „Feueranbeter und Heiden“. Fundstücke deuten an, dass Bulcsú, Lehel und Co. einen „Lebensbaum“ verehrten. Auch Fabelwesen dürften in der Glaubenswelt eine Rolle gespielt haben. Grabsitten lassen darauf schließen, dass die Magyaren Untote fürchteten und ihre Verstorbenen bannen wollten – etwa, indem sie sie mit dem Gesicht nach unten begruben.

Ein wenig versteckt, am Rand der reichhaltigen Schau, verbirgt sich im Hintergrund eines kleinen, in die Wand eingelassenen Schaukastens das vielleicht bedeutendste Ausstellungsstück: die Stephanskronen. Zwar ist das ab dem elften Jahrhundert geschaffene Kunstwerk nicht das Original, mit dem Fürst Stephan (969 bis 1038) zum ersten christlichen König des Landes gekrönt wurde.

Doch haftet die Erinnerung an die Geburtsstunde des christlichen Ungarn an eben jener „Szent Korona“. Sie ist damit das sichtbare Zeichen dafür, dass die Ungarn im christlichen Abendland angekommen sind. Dass Bischof Ulrich und die Seinen nicht nur auf dem Schlachtfeld gesiegt haben. Dass aus heidnischen Nomaden Katholiken wurden, die im Frieden mit ihren Nachbarn leben. Sie tun es auch heute noch – allen politischen Querelen mit der Regierung von Viktor Orbán zum Trotz.

Thorsten Fels

Information

Die Sonderschau läuft noch bis 25. Juni. Im Internet: www.landmuseum-vorgeschichte.de. Der Begleitband zur Ausstellung ist beim Verlag Beier & Beran erschienen und im Museumsladen sowie im Buchhandel für 35,90 Euro erhältlich (ISBN: 978-3-948618-45-2).



▲ Im Schatten des Liebfrauenmünsters: Das Wolfram von Eschenbach gewidmete Museum ist im Alten Rathaus aus dem 15. Jahrhundert untergebracht.

Fotos: Traub

AM 23. APRIL IST TAG DES BUCHES

Seiner Zeit Jahrhunderte voraus

Die Heimat des „Parzival“-Dichters: Ein Besuch in Wolframs-Eschenbach

Man muss lange überlegen, wenn man Orte finden will, die sich nach einem Dichter oder Künstler benannt haben. Nicht wenige werden sogar fragen: Gibt es solche Orte überhaupt? Die Antwort lautet: ja. Die Spur, die zu der gesuchten Berühmtheit führt, reicht allerdings weit zurück – bis in die Zeit der Ritter und der Kreuzzüge.

Auch in jener fernen Epoche, vor 800 Jahren, wurde schon Literatur in deutscher Sprache verfasst. Man spricht von „höfischer Dichtung“. Eines ihrer Hauptwerke ist

der „Parzival“, dessen 25 000 Verse von den Abenteuern des Titelhelden erzählen. Parzival wird trotz anfangs großer Schwierigkeiten in die Tafelrunde der Artusritter aufgenommen und macht sich dann auf die Suche nach dem Heiligen Gral.

1917 umbenannt

Der Autor des „Parzival“ heißt Wolfram von Eschenbach. Geboren wurde er in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts im fränkischen Eschenbach südlich von Ansbach. 1917 hat es sich nach dem Dichter in Wolframs-Eschenbach umbenannt. Heute lädt das alte Örtchen hinter einem Mauerring mit zwei Stadttoren zu einer Reise ins Mittelalter ein.

Dem berühmten Sohn begegnet man zunächst auf dem Marktplatz. Ausgestattet mit einem Schwert

und einem Saiteninstrument in der Hand steht der Dichter auf einem Sockel, der aus einem Brunnen aufragt. Der bayerische König Maximilian II. stiftete das Standbild im 19. Jahrhundert. Stolz blickt Wolfram in Richtung des Alten Rathauses – als würde er ahnen, dass dort ein Museum an ihn erinnert.

Kann man Literatur ausstellen – zumal wenn nichts aus der Zeit des Autors erhalten ist? Diese Frage stellt das Museum selbst – und beantwortet sie in zehn abwechslungsreichen Themenräumen. Zunächst macht die Schau mit der Welt vertraut, in der Wolfram gelebt hat. An einer Pinnwand kann der Besucher sich über die Rolle der Kirche informieren, erfahren, wie ein Turnier abließ oder wie im Mittelalter eine Falkenjagd aussah.

Weiter geht es über die knarrenden Dielen des Gebäudes aus dem

15. Jahrhundert in den Raum, der Biografisches verrät. Säulen mit einem möglichen Antlitz Wolframs gliedern den Raum. An ihrer Basis spielen Mäuse auf eine Aussage an, mit der der Dichter seine (angebliche) Armut betonte. Tatsächlich war er gebildet. Das drücken Verse aus, in denen er Begriffe aus Astronomie, Medizin, Mineralogie und Theologie verwendete. Erstaunt liest man, dass es der Häute von etwa 36 Lämmern bedurfte, um das Pergament herzustellen, auf dem der „Parzival“ geschrieben wurde.

Die folgenden Kabinette setzen Wolframs Werk in Szene. Ein runder Tisch symbolisiert den Ort, an dem die Ritter der Tafelrunde Platz



▲ Der Dichter blickt auf seinen Geburtsort: Die Statue Wolframs von Eschenbach auf dem Markt der fränkischen Stadt stammt aus dem 19. Jahrhundert.



▲ „Herr, wie geht es dir?": Die Bedeutung dieses zentralen Verses aus „Parzival“ bleibt den Museumsgästen nicht verborgen.

◀ Aus geheimnisvollem Dunkel tritt Wolfram den Museumsbesuchern entgegen. Vorlage ist die Darstellung des Dichters in der Manessischen Liederhandschrift (um 1300).



▲ Bunt und informativ: Ein Mobile mit Bildern und Texten macht in der Ausstellung mit den weitverzweigten Verwandtschaftsverhältnissen im „Parzival“ vertraut.

nahmen. Ein Mobile illustriert die weitverzweigten Verwandtschaftsverhältnisse im „Parzival“. Ein paar Schritte weiter steht man vor einer Burgmauer mit einem Zitat in Graffiti-Schrift: „Hêrre, wie stêt iwer nôt“ (Herr, wie geht es dir?). Es spielt auf eine Schlüsselszene an, in der es Parzival zunächst nicht gelingt, die erlösende Frage an den leidenden Gralskönig zu richten.

Die Textauszüge werden übersetzt, eine Hörstation macht mit dem recht unverständlich klingenden Mittelhochdeutsch vertraut. An Klangstäben darf der Besucher musikalisch tätig werden. Denn Wolfram hat mit seinem Liebesepos „Titarel“ auch Verse zum Singen gedichtet. Im „Willehalm“, dessen historischen Hintergrund der Einfall der Sarazenen in Europa bildet, erweist sich der Dichter als seiner Zeit voraus: Er stellt fest, dass das Leben eines Heiden genauso wertvoll sei wie das eines Christen.

Von „Parzival“ inspiriert

Zum Abschluss des Rundgangs, der die „Dichtung als begehbares Werk“ inszeniert, wie es eine Broschüre formuliert, erfährt der Besucher von der Wirkung des „Parzival“. Komponisten wie Richard Wagner, Maler wie Moritz von Schwind und Dichter wie Adolf Muschg haben sich von dem Werk inspirieren lassen. Übersetzt wurde es in fast jede Sprache. Wer danach Lese-Interesse verspürt, wird im Museumsladen fündig.

Gegenüber liegt leicht erhöht das Liebfrauenmünster, ein gewaltiges Gotteshaus – gemessen an dem kleinen Ort. Hier fand der Dichter seine letzte Ruhestätte. Das ist durch schriftliche Zeugnisse belegt. Allerdings ist das Grab einer Umgestaltung der Kirche zum Opfer gefallen. Wolfram war der Spross einer in Eschenbach ansässigen Dienstman-

nenfamilie, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar ist.

Das wehrhafte Stadtbild verdankt Eschenbach vor allem dem Deutschen Orden. 600 Jahre lenkte er die Geschicke des Orts. Nicht nur der Bau des Münsters geht auf den Orden zurück, sondern auch das Deutschordensschloss, die Fürstenherberge mit der markanten Sgraffito-Fassade und der Sitz des Stadtvogts. Aus diesem denkmalgeschützten Gebäude wurde kürzlich mit kommunalen Mitteln und großem bürgerschaftlichen Engagement ein schmuckes Hotel mit Wirtshaus als Mittelpunkt des Ortslebens.

Die Wiederbelebung des Altstadtkerns sei das Hauptanliegen der Politik, erfährt man. Auch die Bäckerei mit einem Café ist in kommunaler Hand. Zudem hat sich jüngst eine Spezialbrauerei als Ein-Mann-Be-

trieb inklusive Probiertube angesiedelt. Ihr Name: Wolframs-Bräu. Das Weinlokal im Schatten des Westtors hört übrigens auf den Namen „Parzivino“.

Mit Tradition hat man es eben in diesem fränkischen Örtchen. Und weil man sich ja in einer Dichter-Heimat befindet, kann

man auf dem „Literaturweg Franken“ – begleitet von 15 Informationstafeln – einmal um das alte Wolframs-Eschenbach spazieren.

Ulrich Traub

Informationen

finden Sie im Internet:
www.wolframs-eschenbach.de.



Stadthinter Mauern: In Wolframs-Eschenbach erinnert viel an alte Zeiten. Die Wehrhaftigkeit verdankt das Städtchen vor allem dem Deutschen Orden.

14 Jakob erschrak, als Rosls dunkle Stimme die Stille unterbrach.

Sie wandte sich aber an den Bauern: „Der Obermeier lässt dir sagen, solltest ein wenig zu ihm in die Stube kommen – und auch der Anton – ist der Sonntag net gar so langweilig, meint er. Ein wenig Unterhaltung tut euch auch not.“

Der Jakob horchte auf. Der Vater und der Anton! Von ihm war wohl nicht die Rede? Er sollte wohl daheimbleiben? Heute sollte er ihr nicht mehr ausweichen können, damit sie ihm wieder drohen und sich mit ihm streiten konnte.

„Frag nix danach und mag gern ein wenig den Tag verplauschen“, willigte Anton ein, und mit einem unverständlichen, zustimmenden Brummen erhob sich der alte Mitterer und griff nach dem Gehstock.

Der Jakob sah die Befriedigung auf Rosls Gesicht. Glaubte sie nun, dass sie es damit erreicht hatte, mit ihm allein zu sein? Da sollte sie sich aber getäuscht haben! Während sich der Vater und der Anton zum Gehen anschickten, zog auch er umständlich die Schuhe an. Sie wurde blass und biss sich auf die Lippen. Plötzlich platzte sie heraus: „Wo gehst du hin?“

„Ich werd dich wohl net fragen müssen“, biss er grob zurück und verließ die Stube. Es freute ihn grimmig, dass er ihr mit dieser Antwort hatte zeigen können, dass sie ihn nicht völlig in ihrem Bann hatte und er auch aufbegehren konnte, ungeachtet ihrer Drohung.

Warum zeigte sie ihn nicht an? War halt doch nicht so einfach, einen Meineid zu riskieren. Als er durch den Schnee zum Dorf hinunterstapfte, war ihm, als hätte er in dieser Stunde neuen Mut gewonnen. Die sollte nur nicht meinen, dass er sich fürchte!

Wo wollte er eigentlich hin? Im Schnee umhergehen? Jetzt war er gerade dazu in Stimmung. Warum sollte er nicht auch wieder einmal zum Wirt gehen? Wenn er sich noch ein wenig Mut antrank, dann würde er es auch fertig bringen, am Abend mit dem Vater zu reden, ihn erst einmal im Guten zu fragen, was er denn gegen ihn habe. Ein Waschlappen war er gewesen in den letzten Wochen, zu feige, um es auf eine Aussprache ankommen zu lassen! Brauchte er denn etwas zu fürchten? Gar nichts! Wer nichts getan hat, braucht doch nichts zu fürchten!

Diese Gedanken beruhigten ihn, und nun freute er sich darauf, wieder einmal unter die Leute zu kommen. Er hatte ihnen ja selbst Grund zum Reden gegeben, weil er ihnen ausgewichen war. Er war doch immer ein geselliger Mensch gewesen,



Die Spannung in der Familie ist schier unerträglich. Zwischen Jakob und seinem Vater herrscht nach wie vor düsteres Schweigen und auch zu Rosl ist Jakobs Verhältnis feindselig. Noch hat sie ihre Drohung nicht wahrgemacht. Aber er rechnet jederzeit damit, dass die Hauserin ihr Schweigen bricht und ihn als Brandstifter bezichtigt.

dachte er, als er den Schnee von den Füßen stampfte und die Türe zur Gaststube beim Hagerwirt auftrat.

Der Raum war, so früh nach dem Mittag, noch leer, aber man hatte schon eine warme Stube gemacht. Er setzte sich an den Ofentisch und brannte bedächtig die Pfeife an.

„Ach, der Jakl!“, begrüßte ihn die Wirtsmarie, aus der Küche kommend, und beeilte sich, ihm einzuschicken. Als sie ihm den Krug hinstellte, meinte sie entschuldigend: „Der Vater schläft noch, seinen Mittagsschlaf hat er halt gar so gern.“ „Bin halt ein bisserl früh dran“, sagte er, „kannst mir ja ein wenig Gesellschaft leisten. Haben uns eh lange net gesehen.“

„Wenn du meinst.“ Sie setzte sich zu ihm, und er sah sie jetzt erst überrascht an. Wie hatte sie sich doch verändert! Ihre lustigen blauen Augen und die gesunden roten Wangen gaben ihr ein völlig anderes Aussehen, als er sie in Erinnerung hatte. Die blonden Haare waren gelockt und bauschten sich zu einem Wuschelkopf.

„Was schaut mich denn so an?“, lachte sie. „Bist völlig eine andere geworden“, antwortete er bewundernd. Etwas verlegen sah sie vor sich hin. „Hast dich lange nimmer sehen lassen bei uns. Hab schon gemeint, du bist mir böse wegen damals – da hast du mich net richtig verstanden. Ich war so erschrocken, als ich gehört hab, was der Vater dem Kriminaler erzählt hat, dass ich gleich zu dir gelaufen bin.“

„Wie sollt’ ich dir das nachtragen?“ „Hast mich aber net richtig

verstanden. Ich hab alleweil gemeint, deswegen bleibst du weg.“

„Nein, aber...“, er sah sie unvermittelt an, „hast du gemeint, ich wär es gewesen?“ „Um Gottes willen, nein!“ Und doch wurde sie rot dabei und wich seinem Blick aus. „Wie wird es nun bei euch“, sprach sie weiter, „hab gehört, dass dein Vater übergeben will?“

Er seufzte: „Kann schon sein! Ist alles auseinandergegangen bei uns seit dem Brand. Eins redet das andere nimmer an, grad als täten wir einander nimmer recht trauen. Da ist was, und niemand will davon reden. Meinetwegen kann er den Hof geben, wem er will. In der heutigen Zeit kommt so eine Bauernsach nimmer mit. Maschinen kannst auf unseren Hügeln net brauchen – und was wachst denn? Mit uns Waldbauern wird es gar. Net einmal die Viehzucht rentiert sich.“

Er sah auf ihre Hände. Sie waren klein und gepflegt. Darauf anspielend lächelte er: „Mit der Stallarbeit hast du net viel zu tun.“ „Meinst, ich tät sie fürchten? Wenn es sein müsste, dann tät ich sie genauso.“ Sie wollte sich vom begonnenen Gespräch nicht so leicht abbringen lassen, und fuhr fort: „Wenn du also übernehmen musst, dann – weißt dir vielleicht schon eine Bäuerin. Hat mir ja erst der Dangl Fritz gesagt, dass sich zwischen dir und eurer Hauserin etwas angespannen hat.“

„Ich hab nix mit der Rosl“, wehrte er sich. Doch sie ließ nicht locker. „Ist doch ein bildsauberes Weibsbild, die Rosl, und arbeiten kann sie auch. Aber Herz hat die keines, das sag ich

dir!“ „Ich möcht sie net, und recht hast du: Herz hat die keins.“ „Hast eine andere in Aussicht?“

Er lenkte wieder ab und drückte sich wohligh gegen den warmen Ofen: „Bei euch ist es so gemütlich, und bei uns net zum Aushalten.“ „Musst halt öfter kommen. Ich hab alleweil geglaubt, du wärst so stolz, dass du dich net mit jedem abgeben willst“, neckte sie ihn. „Wenn sonst niemand da wär, als du und ich, dann tät ich freilich öfter kommen“, gab er den Scherz zurück.

Sie sah auf ihre Hände nieder, und langsam sagte sie: „Dann kommst halt. Wenn du net bei der Gesellschaft sein willst, können wir zwei uns ja in die Küche setzen.“ „Gilt das?“ „Freilich gilt das – und zu jedem tät ich es net sagen. Net dass du meinst, bei mir sitzt öfter einer in der Küche.“ Sie lächelte ihn verlegen an.

„Sind fast miteinander aufgewachsen und sind uns aber trotzdem fast fremd“, überlegte er. „Ich hab gearbeitet und bin net fortgekommen, und du bist in der Landwirtschaftsschul’ gewesen. Man hat sich selten gesehen, und wenn man sich nachher wieder einmal trifft, redet man sich nimmer so leicht.“ „Geh, das ist doch net wahr! Ich komm halt auch net viel aus dem Haus, und in die Gaststube geh ich net gern, weil ich das net mag, wenn mich jeder anredet.“

Hinter ihrem Rücken summt der Ofen leise, und sie sahen auf den Platz hinaus, über den schräg die Schneeflocken trieben. „Wenn heute keiner mehr käm, das wär schön“, begann er nach einer Weile wieder. „Wird aber nimmer lang dauern. Ein paar Leute kommen immer.“

Wieder horchten sie auf das flüsternde Feuer im Ofen. „Und wie ist es bei dir“, setzte Jakob seine Gedanken laut fort, „wirst wohl auch bald heiraten?“ „Kann schon sein.“ „Kenn ich ihn?“ Da lachte sie hell auf: „Den kenn ich selbst noch net.“ „Dass sich bei der Wirtstochter von Haberzell noch keiner angemeldet hätte, glaub ich net“, zweifelte er. „O ja, freilich – aber –“, sie brach ab und errötete.

Draußen vor den Fenstern ging ein Schatten vorbei, und schnelle Schritte kamen durch den Hausflur. Die Türe wurde aufgestoßen.

► Fortsetzung folgt

Paul Friedl:
Wer Lügen sät
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54844-4



Weniger gießen – mehr genießen

Tipps für einen insektenfreundlichen, bunten und dennoch pflegeleichten Balkon

Der Frühling ist da – beste Zeit zum Gärtnern also. Dabei reicht schon ein kleiner Freiplatz, um es sich nicht nur grün-gemütlich zu machen, sondern um obendrein die Umwelt zu schützen. Der Clou: Wenig Einsatz hilft viel.

Viele Menschen hätten gerne einen bunten und bienenfreundlichen Balkon, scheuen sich aber vor allzu viel Arbeit. Da gibt es dann Bedenken wie diese: „Ich fahre doch öfter weg – wer soll dann meine Blumen gießen?“ Oder: „Mein Balkon ist ganz klein – was soll da schon wachsen?“ Dabei sind solche Sorgen unbegründet. Denn es gibt Gewächse, die kaum Raum und Pflege brauchen.

Alle Arten, die wir an dieser Stelle vorstellen, kommen in Deutschland wild vor. Also sind sie optimal an das Klima hierzulande angepasst und dadurch winterhart. Außerdem bieten sie zahlreichen Tieren Nahrung – anders als viele Zuchtblumen. Diese dienen oft nur der Zierde. Daher tragen sie häufig gefüllte Blüten. Das heißt: Es gibt prächtige Blütenblätter, aber im Zentrum keine Staubgefäße, die Pollen und Nektar bieten. Ein weiterer Aspekt, der für heimische Arten spricht: Viele von ihnen sind mehrjährig und zudem an karge Lebensräume angepasst, brauchen also wenig Platz, kaum Wasser und fast gar keinen Dünger.

Überlebenskünstler

Eine der Top-Topfpflanzen für den Naturbalkon ist der **Mauerpfeffer**. Von ihm gibt es mehrere Arten, den Weißen und den Milden Mauerpfeffer zum Beispiel. Diese kleinen Blumen sind wahre



Der Blutweiderich sorgt für Farbe auf dem Balkon und lockt Hummeln an.

Überlebenskünstler: „Als Schutz vor Verdunstung tragen die Blätter eine Wachsschicht“, informiert der Kosmos-Naturführer „Was blüht denn da?“. Daher macht der Mauerpfeffer auch bei längerer Trockenheit nicht schlapp. Die weißen oder gelben Blüten locken viele Insekten an. Der Weiße Mauerpfeffer ist zudem eine wichtige Futterpflanze für die Raupen des bedrohten Apollofalters.

Auch der **Wiesensalbei** kommt gut mit Trockenheit zurecht. Seine blau-violetten Blüten ziehen hauptsächlich Hummeln an. Der Wiesensalbei ist zwar nicht ganz so aromatisch wie sein Verwandter aus dem Mittelmeerraum, der Echte Salbei, aber man kann ihn trotzdem in der Küche verwenden, etwa für Tees und als Fischgewürz.

Ebenfalls blau-violett blüht die **Rundblättrige Glockenblume**. Wie

alle Glockenblumen zieht diese Art kleine Wildbienen geradezu magisch an. Sie finden in den Blütenkelchen nicht nur Nahrung, sondern auch Unterschlupf bei Regen oder zum Schlafen. Die Rundblättrige Glockenblume ist so genügsam, dass sie selbst in Mauerritzen gedeiht.

Getümmel garantiert

Ähnlich anspruchslos ist die **Taubenskabiöse**. Der Name stammt dem Kosmos-Naturführer zufolge zum einen von der taubenblauen Blütenfarbe, zum anderen vom lateinischen Wort „scabies“ ab. Das bedeutet Krätze, Räude, Schorf „und hängt mit der früheren Verwendung der Pflanze gegen Hautkrankheiten“ zusammen. Wer die Taubenskabiöse pflanzt, sorgt für Getümmel – die von Juli bis November erscheinen-

den Blüten sind stets voll von Bienen, Käfern und Schmetterlingen.

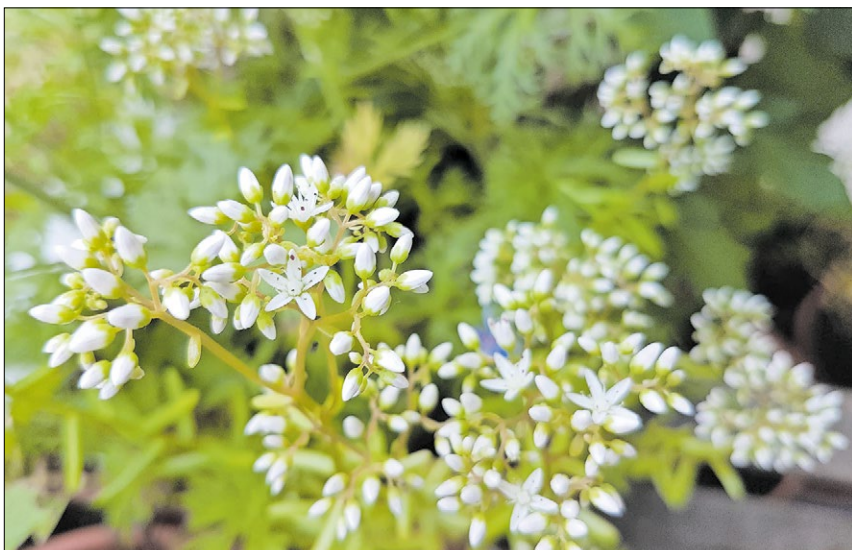
Der **Blutweiderich** braucht in dessen reichlich Wasser. Aber kein Problem: Man kann ihn einfach in ein nach unten hin geschlossenes Gefäß pflanzen und dieses alle paar Tage oder Wochen komplett mit Wasser auffüllen. Der Blutweiderich liebt nasse Füße. Und wenn sich am oberen Topfrand eine kleine freie Wasseroberfläche bildet, freuen sich darüber auch Amseln und Bienen. Sie kommen zum Trinken und Baden. Der Blutweiderich selbst ist ein wahrer Hummelmagnet. Seine ährenförmigen Blütenstände sehen aus wie pinke Fackeln – ein wahrer Augenschmaus, der auch noch monatelang anhält.

Aktiver Umweltschutz

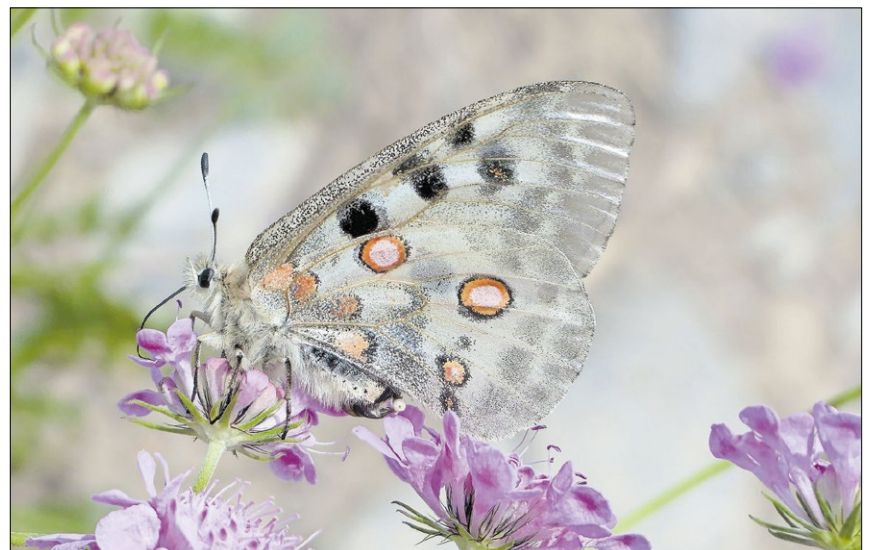
Wer solche Arten auf seinem Balkon ansiedelt, und sei dieser auch noch so winzig, der praktiziert aktiven Umweltschutz. Denn kleine Grünflächen hätten eine besondere Bedeutung für die Artenvielfalt und das Klima in der Stadt, erklärt der Naturschutzbund (Nabu). „Sie bilden ökologische Trittsteine für Pflanzenarten, Insekten und Vögel, die auf der Suche nach Nahrung und Nistplätzen von Trittstein zu Trittstein wandern.“

Nicht nur, aber gerade Christen sollten sich das zu Herzen nehmen. Papst Franziskus jedenfalls hat sie erst kürzlich dazu aufgerufen, „als vertrauenswürdige Verwalter die Schöpfung zu schützen“. Wie schön, dass das auf dem Naturbalkon sogar ohne großen Arbeitseinsatz geht. Ganz nach dem Motto: weniger gießen, lieber genießen.

Christopher Beschnitt/KNA



▲ Weißer Mauerpfeffer macht auch bei längerer Trockenheit nicht schlapp. Foto: KNA



▲ Der seltene Apollofalter besucht auch gerne die Taubenskabiöse. Fotos (2): gem

Warum wir Trost brauchen

Philosoph Jean-Pierre Wils über das menschliche Bedürfnis nach Zuspruch

Eine schlechte Note, Liebeskummer, Krankheit, Krieg: Die Suche nach Aufmunterung ist keine Nebensächlichkeit des Lebens. Davon ist der Philosoph Jean-Pierre Wils überzeugt. Er hat ein Buch über den Trost geschrieben.

Ein kleines Kind, das hinfällt und sich das Knie aufschürft, wird die Mutter trösten. Sie würde es in den Arm nehmen, ihm gut zureden, vielleicht etwas vorsingen: „Heile, heile Segen“. Trost ist in der Kindheit etwas Selbstverständliches.

In einem Erwachsenenleben, in dem Menschen selbstbestimmt nach Optimierung streben, sieht das anders aus: Der Wunsch nach Trost in unumkehrbaren Situationen „passt nicht in das Zeitalter selbstbewusster und aktivistischer Selbst- und Weltumgestaltung“, erklärt der niederländische Philosoph Jean-Pierre Wils, der über das Phänomen jetzt ein Buch geschrieben hat. „Handeln und helfen statt trösten“ laute stattdessen die Devise, sobald Menschen nicht mehr vorankommen.



▲ Tiere können gute Tröster sein – und sie erwarten dafür keine Gegenleistung.

Foto: KNA

Gleichnamige Ausstellung

Unter dem Titel „Warum wir Trost brauchen. Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ geht Wils der Ideengeschichte rund um dieses schwer zu fassende Gefühl nach. Das Buch flankiert die gleichnamige Ausstellung im Museum für Sepulkralkultur in Kassel, die am 1. April eröffnet wurde. Ärzte, Bestatter, Hospizmitarbeiter, Hebammen, Pfarrer, Rabbiner kommen hier zu Wort: Sie alle erleben Situationen in ihrem Leben, in denen von ihnen Trost verlangt wird – etwa, wenn eine unheilbare Krankheit diagnos-

tiziert wird, eine Fehlgeburt ausgehalten werden muss oder ein geliebter Angehöriger stirbt.

Auch angesichts von Kriegen und Klimawandel haben die Menschen des 21. Jahrhunderts Trost nötig. Hier lässt sich durch das eigene Verhalten nur langfristig etwas bewirken, die sofortige Änderung der bedrohlich wirkenden Verhältnisse jedoch funktioniert nicht. Die Situation muss ausgehalten werden. Das Trostbedürfnis sei deshalb im Wachsen begriffen, sagt Wils.

„Der Mensch ist ein trostsuchendes Wesen“, stellte schon der Philo-

soph Georg Simmel fest. Das Wort Trost, das im Althochdeutschen im achten Jahrhundert entstand und etymologisch mit dem Wort „treu“ verwandt ist, bedeutet Festigkeit, auch seelischer Halt, Zuversicht und Ermutigung im Leid. Das griechische Wort für Trost, „paregoria“, beinhaltet auch den Zuspruch, die Ermahnung.

Kein guter Ruf

Dass der Trost an sich keinen besonders guten Ruf genießt, wird in verschiedenen Redewendungen

deutlich – er ist stets zweite Wahl: Wer ein „Trostpflaster“ benötigt, gibt sich mit einem weniger guten Ersatz für etwas Angestrebtes zufrieden. Auch wer sich „vertrösten“ lässt, bekommt nicht das, was er eigentlich wollte.

Dennoch bricht Wils eine Lanze für den Trost – und gibt in seinem rund 170 Seiten umfassenden Buch konkrete Tipps zum Trostfinden. Traditionell gelten etwa Religionen als Fundus des Trostes. Religiöse Rituale und Konzepte geben sowohl Sterbenden als auch Hinterbliebenen Hoffnung und Halt – was etwa in zahlreichen Psalmen zur Sprache kommt.

Aber auch wer nicht gläubig ist, kann Trost finden, betont Wils: Immer suchten und fanden Menschen auch Trost in der Literatur, in der Poesie der Sprache. Gleichmaßen gilt das auch für die Musik, die die Menschen in andere Dimensionen versetzen kann. Ein menschliches Miteinander, Trostgespräche, Nähe und Gemeinschaft tragen vielfach dazu bei, dass Leid gelindert werden kann.

Wils empfiehlt dem Menschen auch, nicht alles kaputt zu machen, was er für seinen Trost eigentlich benötigt. Die Natur zum Beispiel, allen voran Bäume, die mit ihrer Größe, Standfestigkeit und majes-

Ausstellung

Die Sonderausstellung „Warum wir Trost brauchen – Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ im Museum für Sepulkralkultur in Kassel beleuchtet das Phänomen Trost aus verschiedenen kulturellen, religiösen und künstlerischen Perspektiven und reflektiert, wie Menschen Verlusterlebnissen und den damit verbundenen Schmerzen begegnen können. Die Ausstellung ist bis zum 17. September zu sehen. Mehr dazu im Internet unter: www.sepulkralmuseum.de.



▲ Das Weltpressefoto des Jahres 2020 zeigt Trauernde an der Absturzstelle des Ethiopian-Airlines-Fluges ET302 südlich von Addis Abeba, Äthiopien, am 13. März 2019. Es ist Teil der Ausstellung (siehe Kasten links). Foto: © Mulugeta Ayene



▲ Viele Menschen finden Trost und Hoffnung im Glauben. Auch religiöse Traditionen und Rituale können Trauernden helfen und Halt geben. Foto: gem

tätischen Art faszinieren. „Nichts ist trostloser als die vertrockneten Wälder, die uns nur noch über ihr eigenes Ableben berichten. Ein gültiges Trostbecken droht uns abhandenzukommen“, mahnt der Philosoph.

Ebenso könnten Tiere Trost geben – etwa der Hautkontakt zu ihnen und die Gewissheit, dass der

Trost ohne Hintergedanken erfolgt. Nicht zuletzt in Kriegssituationen zeigten sich Tiere als Lebewesen mit großem Trostvermögen. „Auch während des Krieges haben Vögel gesungen. Darin liegt das ganze Entsetzen ... und ein Trost“, schrieb etwa einmal der bulgarische Schriftsteller Georgi Gospodinov.

Nina Schmedding/KNA

Hoffnung für alte Menschen

Lange Zeit galt der Libanon als „Schweiz des Nahen Ostens“. Das liberale Land war in der Region ein beliebtes Urlaubsziel. Seit 2019 steckt das Land jedoch in einer schweren Wirtschaftskrise. 82 Prozent der Bevölkerung leben in Armut, jeder Dritte ist arbeitslos. Wer kann, sucht sich Arbeit im Ausland. Zurück bleiben alte und geflohene Menschen.

Caritas international hilft gemeinsam mit der libanesischen Organisation „Amel Association international“ sowohl geflüchteten als auch einheimischen alten Menschen. Die Krankenpflegekräfte Leila Karkouz und Mohammad Al Husseini sind unermüdlich im Einsatz. Sie fahren selbst in entlegene Dörfer und Zeltlager. Dort helfen sie bettlägerigen Patienten, führen Bluttests durch oder bringen lebenswichtige Medikamente für chronisch Erkrankte, zum Beispiel bei Diabetes oder Bluthochdruck. Begleitet werden sie von ihren Kolleginnen Lamis El-Ammar und Therese Tabari, die regelmäßige psychosoziale Gruppentreffen für Seniorinnen anbieten.

Die Gruppen treffen sich einmal in der Woche, damit die Frauen einen sicheren Ort haben, um frei über ihre Sorgen zu sprechen. Manchmal steht aber auch der Spaß im Vordergrund. Die Frauen singen und tanzen gemeinsam, sie spielen Spiele und tauschen Rezepte aus. Oft



▲ Nadimeh (li.) freut sich auf das Gruppentreffen. Foto: Caritas international

braucht es nur kleine Impulse, damit sich die Seniorinnen weniger einsam fühlen. Das Nadelöhr des Projekts ist der Transport. Die Kollegen und Kolleginnen der mobilen Krankenstation und die Sozialarbeiterinnen teilen sich einen einzigen Kleinbus, um die abgelegenen Zeltlager und Dörfer der Bekaa-Ebene zu erreichen. Der Organisationsaufwand ist enorm: Alle Routen müssen miteinander koordiniert werden, die Gruppentreffen auf die Patientenbesuche abgestimmt sein. Mit einem zweiten Fahrzeug könnten die beiden Teams noch mehr Menschen erreichen. Wer dazu einen Beitrag leisten möchte, kann dies schnell und einfach über den untenstehenden QR-Code.

Was Trost spenden kann

Der niederländische Philosoph Jean-Pierre Wils gibt in seinem Buch „Warum wir Trost brauchen“ konkrete Tipps zum Trostfinden:

- Kontakt zu geliebten oder geschätzten Menschen suchen: Trostspenden können diese durch ihre Anwesenheit, Berührungen, Gespräche. Lediglich zwischen Menschen kann von einem Akt der Tröstung im strikten Sinne des Wortes die Rede sein. Weder die Natur noch die Tiere oder die Dinge trösten von sich aus.

- In die Natur gehen – gerade Bäume haben eine tröstende Wirkung in schwierigen Lebenssituationen: „Man kann sie umarmen, ohne dass sie, wie es bei Blumen passieren würde, wegknicken“, schreibt Wils. Sie spenden Schatten, halten Stürmen stand. An ihnen lassen sich die Jahreszeiten ablesen, die den Menschen für den immerwährenden Kreislauf der Natur sensibilisieren.

- Musik machen oder hören: Dabei kann man „der Rastlosigkeit unseres Daseins“ entkommen, eintauchen, sich trösten lassen. Die Zeit bleibt stehen.

- Tiere können trösten – etwa durch Körperkontakt mit ihnen. Ein Tier lässt mit sich sprechen und vermag den Eindruck zu erwecken, dass es das Gesagte versteht. Wichtig bei diesem Trost: Er ist mit Sicherheit ohne Kalkül – Tiere erwarten keine Gegenleistung.

- Persönliche Dinge können trösten: „Es müssen nicht immer Menschen sein, die trösten und nicht einmal Lebendiges“, so der Philosoph. Geliebte Gegenstände, eine häusliche Umgebung, eine Sammlung – sie alle sind geeignet, Trost zu spenden. Das tun sie, weil sie mit Erinnerungen verbunden sind, Spuren einer Vergangenheit enthalten, die einem lieb und teuer war und ist.

- Religion: der Gedanke, dass man Gott seine Sorgen anvertrauen kann. Das Beten von Psalmen kann dabei helfen. Wie etwa: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir“ (Psalm 130). KNA

Information

Das Buch „Warum wir Trost brauchen. Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ (ISBN: 978-3777633695) ist im Hirzel Verlag erschienen und kostet 22 Euro.

Sie können das Blatt wenden.

caritas international
DAS HILFSWERK DER DEUTSCHEN CARITAS

Einfach scannen und spenden.

#wendedasblatt
Spenden unter: [caritas-international.de](https://www.caritas-international.de)
IBAN: DE88 6602 0500 0202 0202 02

DZI Spenden-Siegel



▲ Konrad Kujau, der 62-jährig im Jahr 2000 starb, lieferte dem „Stern“ ab 1981 die angeblichen Hitler-Tagebücher. Foto: Imago/teutopress

vor 40 Jahren

Fake-News vom „Führer“

Skandal um Hitler-Tagebücher ließ den „Stern“ stark absinken

Spätestens beim Monogramm hätten die Alarml Glocken schrillen müssen: Wer die Frakturschrift lesen kann, erkennt die Buchstaben „FH“. Und wenn etwas bei Hitler außer Zweifel stand, dann dass er nicht Fritz oder Ferdinand hieß, sondern Adolf mit den Initialen „AH“.

Doch ein solcher „Aha-Effekt“ wollte sich beim „Stern“ nicht einstellen. Zu verlockend erschien die Aussicht auf den journalistischen Coup des Jahrhunderts: Am 25. April 1983 ließ die Illustrierte die Bombe platzen. Reporter Gerd Heidemann sonnte sich im Blitzlichtgewitter, als er triumphierend und mit „Victory“-Zeichen verkündete, bei den schwarzen Notizbüchern in seinen Händen handle es sich um Hitlers Tagebücher: Nun müsse die Geschichte des Dritten Reichs umgeschrieben werden!

Was als journalistische Farce endete, begann mit der Besessenheit Heidemanns für NS-Historie und entsprechende Devotionalien. Er hatte, sich finanziell übernehmend, Görings Jacht gekauft. Beim Versuch, das Schiff wieder loszuwerden, machte er 1980 die Bekanntschaft eines Sammlers, der ihm Auszüge aus angeblichen Tagebüchern Hitlers zeigte. Der euphorische Heidemann gewann den Ressortleiter Zeitgeschichte des „Stern“, Thomas Walde, für den Coup. Unter Umgehung der Redaktion erhielten sie das Placet der Verlagsspitze.

Heidemann spürte die Quelle der Textproben auf: Konrad Kujau, Händler von Militaria und NS-Souvenirs, der Polizei als Urkundenfälscher bekannt. Heidemann erzählte er die Geschichte von einem Flugzeug, das 1945 mit Geheimmaterial aus Berlin

im Erzgebirge abgestürzt sei. Kujaus Bruder, ein NVA-General, könne 27 Bände in den Westen schaffen. In Wahrheit war Kujaus Bruder Gepäckträger bei der DDR-Reichsbahn. Der erste „Hitler-Band“ war bereits 1975 für einen anderen Interessierten gefälscht worden.

Heidemann bot Kujau spontan zwei Millionen Mark an; am Ende flossen sogar 9,34 Millionen. Im Februar 1981 lieferte Kujau die ersten drei Tagebuchkladden. Statt Sensationen fanden sich darin eher Banalitäten, gepaart mit der Tendenz Kujaus, „seinen“ Hitler weißzuwaschen. Doch bei den Initialen auf dem Einband hatte sich Kujau arg vertan und statt A das in der Fraktur ähnlich aussehende F eingepreßt. Kein Problem, meinte der „Stern“: „FH“ stehe für „Führer Hitler“ oder „Führerhauptquartier“.

Der „Stern“ hatte durchaus ein Gutachten in Auftrag gegeben. Allein, die „echten“ Schriftproben zum „Abgleich“ lieferte ebenfalls Kujau! Am 6. Mai 1983 entlarvten das Bundeskriminalamt, das Bundesarchiv und ein Schweizer Institut die Fälschungen: Unter UV-Licht lumineszierte das Papier dank optischer Aufheller, die erst seit den 1950ern in Verwendung waren. Die Farbe der Siegelkordeln gab es nicht vor 1956.

Heidemann erhielt wegen Betrugs vier Jahre und acht Monate Gefängnis. Kujau wurde zu viereinhalb Jahren verurteilt. Aufgrund einer Krebserkrankung vorzeitig entlassen, starb er 2000. 1992 wurde der Skandal in Helmut Dietls Kinokomödie „Shtonk!“ karikiert. Seit Februar 2023 sind die Kujau-Fälschungen als wissenschaftlich kommentierte NDR-Publikation online einsehbar. Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

22. April

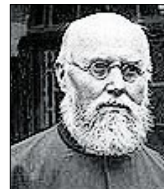
Maria Gabriella Sagheddu

Auf der Entdeckungsreise des spanischen Konquistadoren Juan Ponce de León in den Gewässern um Florida bemerkte sein Navigator Antón de Alaminos 1513 eine starke Meeresströmung. Jahrzehnte später erhielt diese den Namen Golfstrom.

23. April

Georg, Adalbert

Der Deutsche Bundestag stimmte 1998 mit großer Mehrheit für die Einführung des Euro (Foto unten). Angesichts jahrelanger Kontroversen überraschte es, dass nur 35 Abgeordnete – darunter 27 von der PDS – dagegen stimmten. Immer wieder gerät der Euro in die Schlagzeilen. Kritiker erklären, dass die Währung ohne milliardenschwere Rettungsaktionen der Europäischen Zentralbank (EZB) längst untergegangen wäre. Befürworter sehen den Euro als einigendes Band.



24. April

Fidelis v. Sigmaringen

1848 kam Pater Amandus Acker zur Welt. Der Elsässer Missions- und Kolonialpionier sowie Wiederbegründer der deutschen Spiritanerprovinz forderte die Abschaffung der Sklaverei und Polygamie sowie die Errichtung von Schulen und Krankenhäusern für die Kolonien. Sein Versuch, Papst Pius X. zur Herausgabe einer Missionszyklika zu bewegen, blieb erfolglos.

25. April

Markus, Franka, Erwin

Vor 155 Jahren erblickte Erich Hoffmann das Licht der Welt. Der deut-

sche Dermatologe entdeckte zusammen mit Fritz Schaudinn 1905 am Berliner Klinikum Charité den Syphilis-Erreger.

26. April

Kletus, Trudbert

Aufgrund ihrer herausragenden Leistungen in der Leichtathletik gilt Fanny Blankers-Koen († 2004) als „fliegende Hausfrau“. Die Niederländerin, die in Disziplinen wie Hochsprung und Hürdenlauf gewann, wurde vor 105 Jahren geboren.



27. April

Petrus Canisius, Zita

Als Auszeichnung für militärische Verdienste in der Krankenpflege stiftete die britische Königin Victoria 1883 das Royal Red Cross. Zunächst konnten das Ehrenzeichen für besondere Hingabe in der Krankenpflege nur Frauen erhalten. Krankenschwester Florence Nightingale bekam als erste das Royal Red Cross.

28. April

Hugo, Peter Chanel

In Frankreich wurde vor 125 Jahren per Gesetz eine Fahrradsteuer eingeführt, die auch Motorräder und Automobile besteuerte. Mehrere andere Staaten zogen in den Jahren darauf nach. Im Jahr 1900 kamen so 5,5 Millionen Francs in die Steuerkasse.

Zusammengestellt von Lydia Schwab

► Während der Euro-Debatte im Deutschen Bundestag demonstrieren Abgeordnete der PDS mit Schildern gegen die Einführung des Euro.



SAMSTAG 22.4.

▼ Fernsehen

- 👁️ 17.35 ZDF: **Plan b.** Gegen die Plastikflut. Ideen für saubere Gewässer.
 20.15 RTL2: **Die Wolke.** Nach dem Super-Gau in einem Kernkraftwerk verliert Hannah ihre Familie und wird kontaminiert. Drama.

▼ Radio

- 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Der Duft der Bergamotte. Auf den Spuren einer betörenden Zitrusfrucht.

SONNTAG 23.4.

▼ Fernsehen

- 👁️ 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der Kreuzkirche in Heidelberg-Wieblingen.
 10.00 Bibel TV: **Heilige Messe** aus dem Salzburger Dom.
 👁️ 19.30 ZDF: **Die großen Fragen.** Was ist der Sinn des Lebens?
 20.15 Bibel TV: **Wesley und die Gebete.** Wesley nimmt sich der Gebetsanliegen seiner Mitmenschen an, um Gott auf sich und seine kranke Schwester aufmerksam zu machen. Drama.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag (kath.).** „Hello darkness, my old friend.“ Spiritualität in den Songs von Paul Simon.
 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus Maria Königin des Friedens in Osnabrück. Zelebrant: Domkapitular Martin Schomaker.

MONTAG 24.4.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Sea, War and Sun.** Ein bulgarischer Badeort in Kriegszeiten.
 👁️ 22.00 BR: **Lebenslinien.** Bernhard engagiert sich im Trachtenverein und ist eine Stimmungskanone. Doch dann gleitet er in eine Depression ab.
 👁️ 22.50 ARD: **Der Hitler-Fake.** Geschichte einer Jahrhundertfälschung. Das „Stern“-Magazin präsentierte 1983 die „Hitler-Tagebücher“.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Martin Wolf, Mainz. Täglich bis einschließlich Samstag, 29. April.
 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Bitte lächeln! Humor im Parlament.

DIENSTAG 25.4.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Kinderkliniken am Limit.** Hochleistung trotz Dauerstress.
 20.15 ZDFinfo: **Tschernobyl.** Doku über die atomare Katastrophe.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Die superreichen Klimasünder. Wie Ungleichheit die Umweltkrise verschärft.

MITTWOCH 26.4.

▼ Fernsehen

- 👁️ 19.00 BR: **Stationen.** Hexenjagd – mehr als nur Geschichte.
 19.40 Arte: **Rückkehr der wilden Riesen.** Wisente in Rumänien. Doku.
 20.15 ARD: **Der weiße Kobold.** Freddy, ein biederer Speditionsfachmann, taucht in einer verrückten Nacht mit Kunstagentin Ema in das halbseidene Wiener Milieu ein. Komödie.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Atheistisch an Gott glauben. Die Theologin Dorothee Sölle.

DONNERSTAG 27.4.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Die Artenschützer.** Im Einsatz für die Natur. Reportage.
 👁️ 20.15 ARD: **Mordach – Tod in den Bergen.** Krimi-Zweiteiler über Fremdenfeindlichkeit. Fortsetzung am 29. April.

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Zeitzeugen im Gespräch.** Der Theologe Paulo Suess.
 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Warum werden wir zum Fan? Zwischen Identität, Fanatismus und Zugehörigkeit.

FREITAG 28.4.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Ostseefischer am Limit.** Polens Heringsflotte und der nahe Krieg. Reportage.
 👁️ 20.15 3sat: **Kästner und der kleine Dienstag.** Drama über die Freundschaft des berühmten Autors mit einem jungen Bewunderer.

▼ Radio

- 19.10 Horeb: **Jugendvesper und gestaltete Anbetung** aus dem Priesterseminar in München.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Leben nach dem Tod des Partners

Ein ganzes Jahr dauert es, bis Juliane (Anna Schudt) wieder ihre Laufschiene anzieht. Ein Jahr seit dem Tag, an dem sich ihr Lebensgefährte Johann das Leben nahm. Juliane ist in diesem Jahr einsam und antriebslos, zweifelt mitunter an ihrem Verstand. Doch sie will die Trauer und die Schuldgefühle nicht mehr. Sie muss raus aus dem Loch – und wenn es bedeutet, sich mit Knieschmerzen zur nächsten Ampel zu schleppen. Keuchend beginnt Juliane, sich ihren Erinnerungen an Johann zu stellen und wieder neue Lebendigkeit zuzulassen. Das Drama „Laufen“ (ZDF, 24.4., 20.15 Uhr) fragt: Wie kann man nach so einem schweren Schicksalsschlag weiterleben?

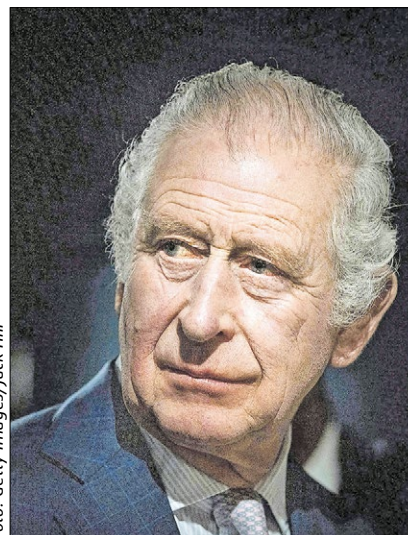


Foto: Getty Images/Jack Hill

Ein Bergsteiger und der junge Dalai Lama

Herbst 1939: Der österreichische Bergsteiger Heinrich Harrer (Brad Pitt) steht kurz vor der Besteigung des Nanga Parbat, als der Zweite Weltkrieg ausbricht. Was als heroische Himalaja-Expedition geplant war, endet im britischen Internierungslager. Nach einer spektakulären Flucht verschlägt es Harrer nach Tibet. Dort wird der Österreicher mit dem „goldenen Haar“ der Lehrmeister des noch kindlichen 14. Dalai Lamas, Tenzin Gyatso. Während Harrer dem Jungen die westliche Kultur erklärt, verwandelt der junge Dalai Lama mit seiner tiefen Weisheit das egozentrische Weltbild des Österreichers: „Sieben Jahre in Tibet“ (3sat, 23.4., 20.15 Uhr).

Doku über den britischen Monarchen

Lange galt Charles als tragische Figur im Schauspiel der Windsors. Ein Sonderling, ein Ökospinner, ein Ehebrecher – die ewige Nummer zwei. Kann so ein Mann den Thron besteigen? Selbst monarchietreue Briten sahen in Charles zunächst eine Fehlbesetzung. Doch die Welt hat sich verändert. Charles dagegen ist sich treu geblieben. Es sind die vermeintlich tragischen Attribute, die ihm in den vergangenen Jahren Sympathien eingebracht haben: Beständigkeit in seiner Liebe zu Camilla, Leidenschaft im Kampf für eine bessere Welt und Langmut im Warten auf den Thron: „König Charles III.“ (Arte, 27.4., 20.15 Uhr).

Senderinfo

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Ihr Gewinn



Mit Lillifee ab ins Traumland

Zum Einschlafritual vieler Familien gehört eine Gute-Nacht-Geschichte. Im Bilderbuch „Prinzessin Lillifee: Mein Vorleseschatz zur Guten Nacht“ von Monika Finsterbusch und Nicola Berger finden sich zahlreiche Geschichten, die Kinder sanft in den Schlaf begleiten.

Neben Lillifees beliebtesten Abenteuern enthält der edel ausgestattete Band im extra großen Format und mit Goldschnitt neun ganz neue Geschichten: Mal hat Käfer Oscar sein geliebtes Schnuffeltuch verloren, dann wünscht sich Frosch Carlos ein richtiges Bett oder Schwein Pupsi zählt fleißig Wolkenschäfchen.

Wir verlosen drei Exemplare. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost Rätselredaktion Henisiusstraße 1 86152 Augsburg redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 26. April

Über das Buch „88 Ernährungs-Mythen“ aus Heft Nr. 14 freuen sich: **Gerda Fichtner**, 86179 Augsburg, **Jutta Graf**, 92272 Freudenberg, **Johann Wachinger**, 86529 Schrobenhausen.

Herzlichen Glückwunsch! Die Gewinner aus Heft Nr. 15 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

sehr fein	▽	Lachsforelle	engl. Hohlmaß (2,9 hl)	▽	▽	Stelle, wo etwas aufhört	Welt-raum	Gebäude	in Richtung	▽	Pflanzen der See	▽	
▷		▽			2	Steuer	▷	▽					
Ge-mein-de-helfer			Quell-gebiet des Rheins	▷					Tier-kreis-zeichen (Stier)		Mutter von Abel (A.T.)		
▷						christl. Reformator (Martin)	▷				▽	1	
ein Insekt, Zirpe			mas-sieren					Verräter Jesu		ein Mainzelmännchen			
evang. Kirchen-symbol		Kicher-laut	▽					▷					
▷		▽		6				Antwort auf Kontra (Skat)	▷			indones. Name für Neu-guinea	
▷													
Bein-gelenk	For-schung durch Er-fahrung	Angeh. d. japan. Hoch-adels						nichtig, läppisch (lat.)			sati-rische Nach-ahmung		
Witz-figur, Gauner	▷	▽			kalte Steppe Sibiriens	▽	Schlag-vorgabe beim Golf	Wiesen-pflanze	österrei-chischer Aktien-index	warme Pastete (engl.)	▷		
Teufels-rochen	▷						biblischer Name für Paläs-tina	▷					
Kreuzes-träger Jesu			Vor-fahren	▷								3	
▷						latei-nisch: Gesetz	▷			Zahl-wort		be-stimmter Artikel (2. Fall)	
Schilf	▷					deutsche Vorsilbe	Kreis-zahl		alt-nord. Sagen-samm-lung	▷			
▷												7	
Bio-grafie (Kurz-form)		Gedenk-tag im Kirchen-jahr	▷										

1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Regelstoffe im Körper
 Auflösung aus Heft 15: **INITIATION**

K	A	L	S			
O	P	F	E	R	H	I
H	A	E	M	E	T	R
L	E	S	U	N	G	E
H	O	T				G
A	N	O				W
R	A	I	N		S	T
S	E					D
A						P
E	P	E	N	K	E	F
B	I	S	C	H	O	F
N	O	E	F	F	E	T
G	A	N	D	H	I	T
C	U	B	A	L	K	A
I	B	P	E	L	E	D
N	A	Z	A	R	E	T

„Sagtest du nicht, Bröselmeiers hätten uns zu einer Garten-Party eingeladen?“

Illustration: Jakoby



Erzählung

Die Sterne lügen nicht

Für die in der Zeit zwischen 21. April und 20. Mai geborenen Stiere las ich ein Horoskop der Woche. Es war an und für sich schon erstaunlich, aber das erstaunlichste war doch, dass es natürlich auch für Kleinchen gelten sollte.

So, sagte ich, mir ist zufällig so ein Stier genau bekannt, am 10. Mai ist er geboren, kurz, mein Sohn Angelo. Wie kann ein derartiges Horoskop, in dem von gesteigerter Leistungsfähigkeit, günstiger Zeit für schwierige Arbeiten und solchen Sachen die Rede ist, auf so ein kleines Kind zutreffen? Da sieht man wieder, dass alles Lug und Trug ist!

Ich vergaß das Horoskop wieder. Eines Abends, Angelo lag längst im Bett, wollten wir einen kleinen Spaziergang machen. Bevor wir das Haus verließen, warf meine Frau noch einen Blick auf das schlafende Kind. Ganz verstört kam sie zurück.

„Sieh dir den Jungen mal an!“, sagte sie nur. Da lag er auf dem Bauch und schlief. Sein Nachthemd war schwarz. Das Bett, eben noch frisch bezogen, war schwarz: Kissen, Leintücher, Decke, Oberbett, Bettgestell – alles schwarz. Ein eigenartiger Geruch erfüllte das Zimmer. Meine Frau fand als erste die Sprache wieder. „Mein Gott“, sagte sie, „was ist nur mit dem Kind passiert?“

Ich besah mir die Sache näher und begriff alles. Auf dem Teppich



lag eine Stielbürste für Schuhe neben einer völlig geleerten Dose, deren schwarzer, zäher Inhalt für unsere Skistiefel bestimmt war. Angelo hatte alles, was er erreichen konnte, einschließlich seiner eigenen Person, mit Lederfett angestrichen.

Waren nicht am Morgen die Maler gekommen, hatten sie nicht ein Gerüst gebaut und damit begonnen, das Haus neu zu streichen? Hatte Kleinchen nicht zugesehen, bis zum Hals voll Interesse und Lernbegier? Nun lag er in unseren Armen, pechschwarz und selig schlafend. Seine

Augen waren mit Schuhfett verklebt.

Am anderen Morgen, während die Bettwäsche mit Entfärber behandelt wurde, weil fünfmaliges Kochen erfolglos geblieben war, fiel mir das Horoskop wieder ein. Mit wachsendem Staunen las ich es zum zweiten Mal. „Nein“, rief ich aus, „die Sterne lügen nicht! Das Horoskop war kein Lug und Trug!“

Da stand es schwarz auf weiß und lautete folgendermaßen: „Gute Zeit für schwierige Arbeiten! Ihr Tatendrang und Ihr schnelles Handeln

können sich besser als sonst entwickeln und färben deutlich auf Ihre Umgebung ab. Sie sollten die Steigerung Ihrer Leistungsfähigkeit nutzen, dann werden Sie Ihre Umwelt wandeln.“

Ich nickte mit dem Kopf und las weiter: „Ihre erfinderische Gedankentätigkeit und der Zufall, der Ihnen die nötigen Mittel in die Hand gibt, führen zur Aneignung neuer Sachgebiete, und die Veränderungen, die Sie in spontanem Zupacken schaffen, werden nicht so leicht rückgängig gemacht werden können. Sie werden Aufsehen erregen, und infolge Ihrer ungewöhnlichen Arbeitsmethoden und der verblüffenden Wirkungen, die Sie hervorbringen, werden Sie mit Recht im Mittelpunkt stehen. Ärger mit mächtigen Personen ist freilich nicht ausgeschlossen, aber schaffen Sie vollendete Tatsachen, dann werden Sie ihnen Angst einjagen.“

Seitdem haben wir Achtung vor Wochenhoroskopen. Wort für Wort war alles eingetroffen! „Jawohl“, rief meine Frau verzweifelt, „sein Tatendrang hat auf seine Umgebung abgefärbt, und jawohl, es ist nicht so leicht rückgängig zu machen!“

Nachzutragen bleibt nur noch, dass auch der Entfärber nichts half. Es blieb alles schwarz auf weiß, ganz wie das Horoskop, nichts daran zu rütteln ...

Text: Hellmut Holthaus; Foto: gem

Sudoku

8	9	2		5	
3	7	6	9	5	1
1	5	8	4		9
9	2	4	1	7	5
5			2	9	1
3	6		8	2	4
	2	8	4		7
7	6	5		8	2
8	3	2	7	6	1

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 15.

3	4	6		7	9		
			6	5		4	3
	1			3	7		
2			3	9		7	
			7		5		1
		5	6			2	
9	8	1		5			6
7			4	9			1
		3		8			5





Hingesehen

Auf der Nürnberger Kaiserburg ist das erste Wanderfalkenküken geschlüpft. Nach 38 Tagen fleißigen Brütens war es soweit, teilte die Regierung von Mittelfranken mit. Man rechnet noch mit bis zu drei weiteren Küken. Seit 2013 brüten Wanderfalken in einem Nistkasten am Sinwellturm auf der Nürnberger Kaiserburg, nachdem die Vogelart in den 1970er Jahren in Mittelfranken als ausgestorben galt. Insgesamt seien seitdem 22 junge Wanderfalken ausgeflogen, hieß es. Die Brut am Sinwellturm lässt sich im Rahmen des Biodiversitätsprojekts „Lebensraum Burg“ unter lebensraum-burg.de/Wanderfalke/Webcam rund um die Uhr online betrachten. Das kleine Foto zeigt die Falkenmutter im Nest.

epd; Fotos: gem, Screenshot

Wirklich wahr

Eine Strafe für eine katholische Lehrerin an einer staatlichen Grundschule in der Ortschaft San Vero Milis (Sardinien) sorgt in Italien für Aufsehen. Marisa Francescangeli (58) hatte 2022 am letzten Schultag vor Weihnachten mit den Kindern ein rosenkranzähnliches Armband gebastelt. Dann betete sie mit ihnen ein Rosenkranzgebet, ein Ave Maria und ein Vaterunser. Als sich die Eltern zweier Kinder darüber beschwerten, entschuldigte sich



die Lehrerin in einer Elternversammlung, Religiöse Akte sind in staatlichen Schulen in Italien nicht erlaubt.

Die Schulleitung verhängte in Abstimmung mit der Schulbehörde eine 20-tägige Suspendierung vom Dienst und eine Reduzierung des Gehalts als Disziplinarstrafe gegen die Lehrerin. Erst als diese wegen der Suspendierung vom 27. März bis 15. April vom Unterricht fernblieb, wurde die Sache öffentlich.

KNA; Symbolfoto: gem

Wieder was gelernt

1. Wie schnell kann ein Wanderfalke fliegen?

- A. 110 Stundenkilometer
- B. 230 Stundenkilometer
- C. 320 Stundenkilometer
- D. 350 Stundenkilometer

2. In der Stallung der Nürnberger Kaiserburg befindet sich ...

- A. ein Bio-Café.
- B. eine Jugendherberge.
- C. ein Souvenirshop.
- D. ein Museum.

8 2 ' 1 :unsot

Zahl der Woche

6700

deutsche Wehrmachtssoldaten beziehungsweise ihre Überreste aus dem Zweiten Weltkrieg hat der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge 2022 in Russland und der Ukraine gesichert. „Wir haben in Russland über 5000 Deutsche gefunden und ausgegraben“, sagte Präsident Wolfgang Schneiderhan. „Aber wir konnten sie nicht mehr so feierlich beerdigen, wie wir das früher konnten.“ Das gehe zurzeit nur im Stillen, weil die offiziellen Kontakte zu Russland eingeschränkt seien.

In der Ukraine wurden Überreste von 1700 deutschen Soldaten geborgen. Ukrainische Soldaten haben beim Ausheben eines Schützengrabens mehrere Wehrmachtssoldaten entdeckt. Die Toten wurden freigelegt und der Kriegsgräberfürsorge übergeben. „Zwei davon sind auch identifiziert, und die Angehörigen wurden verständigt“, sagte Schneiderhan. Die Beisetzung fand in der Ukraine statt. KNA

Impressum

Neue Bildpost

gegründet: 1952

Verlagsanschrift:

Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführerin:

Ruth Klaus

Herausgeber:

Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller

Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul

Bornhausen, Victoria Fels,

Romana Kröling, Lydia Schwab,

Ulrich Schwab, Simone Sitta

Redaktionelle Zuschriften:

Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,

86044 Augsburg,

Fax: 08 21/5 02 42-81

E-Mail: leser@bildpost.de

Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich

für den Anzeigenteil),

Telefon: 08 21/5 02 42-25

Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 40 vom 1. 1. 2023.

Mediendesign:

Gerhard Kinader

Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:

Presse-Druck- und Verlags-GmbH

Curt-Frenzel-Straße 2

86167 Augsburg

Bankverbindung:

LIGA Bank eG

IBAN DE51750903000000115800

BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,

Postfach 11 19 20,

86044 Augsburg

E-Mail: vertrieb@suv.de

Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:

Telefon: 08 21/5 02 42-13

oder 08 21/5 02 42-53

Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:

Einzelnummer EUR 1,95,

Österreich EUR 1,95,

übriges Ausland EUR 2,50,

Luftpost EUR 3,00.

Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen

vor dem darauffolgenden

Monatsende schriftlich an den

Verlag nach Augsburg zu richten,

entweder per E-Mail, per Fax oder

per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei

Arbeitskampf besteht kein

Belieferungs- oder Entschädigungs-

anspruch.

Der Wetterherr mit Flügellöwe

Wissenswertes zum Evangelisten Markus, dessen Gedenktag in diese Woche fällt

Das Evangelium nach Markus ist das älteste. Der Überlieferung nach hat es Markus aus Erinnerungen des Apostels Petrus an Worte und Taten Jesu Christi in Rom zusammengestellt. Nach Petrus' Tod gelangte Markus nach Alexandrien, wo man ihn zum Bischof dieser bedeutenden Hafenstadt wählte, obwohl er sich selber für unwürdig hielt. Es heißt, er hätte sich sogar den Daumen abgehackt, um für das Amt nicht in Frage zu kommen – verstümmelt taugte man nicht zu solchen Würden. Doch seine Frömmigkeit und Wundertätigkeit ließen keinen Zweifel daran, dass er auch ohne Daumen der richtige Bischof war.

So wird Markus als Begründer der koptischen Kirche verehrt – von „koptisch“ leitet sich übrigens „ägyptisch“ ab. Sein Bischofsamt übte Markus allerdings nicht lange aus. Am 25. April 68 überfielen ihn christenfeindliche Alexandriner am Altar und schleiften ihn mit einem Strick um den Hals zu Tode. In Alexandria ist eine Wallfahrt zu seinem Grab ab dem dritten Jahrhundert belegt.

Seit dem zweiten Jahrhundert wird Markus mit dem Symbol des geflügelten Löwen aus der Ezechielvision (Ez 1,4–10) und der Offenbarung des Johannes (Offb 4,6–8) bedacht: Wie die anderen drei himmlischen Wesen Mensch, Stier und Adler (für Matthäus, Lukas und Johannes) war er Zeuge der Gegenwart Gottes in den Worten und Taten Jesu Christi.

Markus wurde der Löwe zugeordnet wegen der Eingangsverse des Evangeliums: „Stimme eines Rufers“, die das Auftreten Johannes' des Täuferes und seine lautstarke Verkündigung beschreiben – sie erinnerten an das Gebrüll eines Löwen.

Markusrepublik Venedig

Die venezianische Überlieferung stattet den Löwen im Wappen der Lagunenstadt mit einem anderen Spruch aus: „Pax tibi Marce, evangelista meus. Hic requiescet corpus tuum – Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist. Hier soll dein Leib ruhen.“ Diese Worte soll ein Engel Markus zugerufen haben, als dieser im Auftrag des heiligen Petrus nach Aquileia gereist war – in Sichtweite der Lagune, in der dann Venedig erbaut wurde.

Die vieltausendfache künstlerische Wiederholung dieses Wappen-



▲ Der heilige Markus bei der Niederschrift des Evangeliums. Sein Symbol, der geflügelte Löwe, hält eine Schriftrolle mit den Eingangsversen „Stimme eines Rufers“. Elfenbeintafel aus dem elften Jahrhundert, The Metropolitan Museum of Art, New York. Foto: gem

spruchs diente der Vertuschung eines rechten Schurkenstücks: Im Jahr 828 hatte der Doge (von lateinisch „dux – Herzog“) von Venedig von den Markusreliquien gehört, die einige Mönche in Alexandria hüteten, bedrängt von den neuen islamischen Herrschern. Sie waren genau das Richtige, um das neureiche Venedig mit dem Prestige zu versehen, das dem Stadtstaat noch fehlte. Der Doge befand, dass Alexandria keine Verwendung mehr für die Reliquien hätte, und entsandte zwei durchtriebene Kaufleute, denen es in Kooperation mit den Arabern gelang, die Mönche zu ihrem Verkauf zu „überreden“.

832 wurde diesen Reliquien eine erste Kirche erbaut, die 976 abbrannte. Beim Neubau im elften Jahrhundert blieb ein Bauarbeiter bei einem Unfall dank der Fürsprache des heiligen Markus unverletzt, weswegen er auch als Schutzpatron der Maurer verehrt wird.

Ihre endgültige Bleibe fanden die Markusreliquien im 1159 geweihten Markusdom. Markus verdrängte den Stadtheiligen Theodor und wurde zum ersten Patron Venedigs, das sich fortan „Republik von San Marco“ nannte.

Heidnische Prozession

Im deutschen Sprachraum hatten Bittprozessionen am Markustag den Evangelisten als „Wetterherr“ bekanntgemacht. Dabei war der Bezug zum Festtag des heiligen Markus rein zufällig: An jedem 25. April schon vorchristlicher Zeit fand im antiken Rom ein Flurumgang statt. Die sogenannten „Robigalia“ dienten der Abwehr Robigos, des Dämons des Getreiderostes. Ovid († 17 n. Chr.) berichtet in seinem Gedicht über den römischen Festkalender: „Sex ubi, quae restant, lucas Aprilis habebit – Wann dem April gestrahlt die sechs noch übrigen Tage“ setzte sich

eine Prozession zum fünften Meilenstein der Via Claudia in Gang. Dort, wo die Straße nach Norden an die Stadtgrenze des Ager Romanus stößt, wurde unter anderen Festivitäten wie Wettrennen auch das Blut eines rötlichen Hundewelpens zur Abwehr von Ernteaussfällen vergossen.

Um das Jahr 600 herum, als Papst Gregor der Große viel Heidnisches „taufte“, wurde die Tradition dieses Bittgangs ins christliche Brauchtum überführt und machte als „Große Litanei“ Karriere. Der Wettersegnen am Ende der Heiligen Messe wird in ländlichen Gegenden bis heute vom Markustag an bis zum Fest der Kreuzerhöhung am 14. September gespendet.

Wintereinbruch im April

Das Enddatum für den Wettersegnen am Fest der Kreuzerhöhung bildete ursprünglich mit dem früheren Festtermin der Kreuzauffindung am 3. Mai eine Klammer. Dieser Gedenktag mit der Erstspendung des Wettersegnens ist im Zuge der Reform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil aus dem liturgischen Kalender verschwunden.

Ob nun am Markustag, am 3. Mai oder an Sankt Georg am 23. April, der regional ebenfalls Bittprozessionen kennt: Diese Termine sind von einem besonders heiklen Zeitraum im Ackerbau geprägt, den auch jeder Hobbygärtner in Zusammenhang mit den Eiseheiligen kennt. Ausgerechnet dann, wenn Ende April die Vegetationsperiode voll einsetzt, tritt häufig ein Wetterphänomen auf, bei dem es bis Mitte Mai zu Wintereinbrüchen mit kalter Polarluft kommt, die schlimmstenfalls zu Ernteaussfällen führen.

Das Wetter beschäftigte die alten Römer nachweislich nicht. Bis zur Gregorianischen Kalenderreform von 1582, als auf den 4. nicht der 5., sondern der 15. Oktober folgte, fand der Markustag ohnehin sozusagen bereits zehn Tage früher statt.

Peter Paul Bornhausen

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Renovabis, Freising. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



Nicht das Beginnen wird belohnt, sondern einzig und allein das Durchhalten.

Katharina von Siena

**DIE
BIBEL
LEBEN
TAG FÜR TAG**

Sonntag, 23. April
Dritter Sonntag der Osterzeit

Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. (Joh 21,4)

Nachdem die Jünger sich eine ganze Nacht vergeblich abgemüht haben, werden sie schon erwartet. In all unseren Vergänglichkeiten ist der Herr bereits gegenwärtig mit seiner Liebe und Nähe. Wie er die Jünger nochmals aussendet, ruft er auch uns heraus aus aller Angst, allem Schmerz, allem Tod. Wir sind erwartet.

Montag, 24. April
Müht euch nicht ab für die Speise, die verderbt, sondern für die Speise, die für das ewige Leben bleibt! (Joh 6,27)

Jesus sehnt sich nach der Gemeinschaft mit uns, die im geteilten Brot erfahrbar wird. Er selbst ist das Lebensbrot, das allen Hunger des Leibes und des Herzens stillen kann. Wenn wir uns mit unserer eigenen kleinen Sehnsucht nach ihm ausstrecken, kommt er uns entgegen und sättigt uns mit seinem Leben.

Dienstag, 25. April
Hl. Markus

Der Herr stand ihnen bei und bekräftigte das Wort durch die Zeichen, die es begleiteten. (Mk 16,20)

Die Apostel und nach ihnen viele andere Zeugen des Glaubens ließen sich von Gott zu den Menschen senden. Der Herr hat viele Samenkörner des Glaubens wachsen lassen und durch kleine und große Wunder immer wieder gezeigt, dass er bei den Menschen ist und alle Wege mit ihnen gehen will.

Mittwoch, 26. April

Alles, was der Vater mir gibt, wird zu mir kommen, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen. (Joh 6,37)

Jesus nimmt uns mit hinein in seine lebendige Beziehung zum Vater. In diesen Strom der Liebe dürfen wir uns mit hin-

eingeben. Als Geschöpfe sind wir Teil der weltumspannenden Schöpfung. Wir empfangen uns aus Gottes Hand und sind zugleich tief eingezeichnet in seine Hände.

Donnerstag, 27. April

Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. (Joh 6,51)

In Betlehem, dem „Haus des Brotes“, ist Jesus zur Welt gekommen. Als lebendiges Brot will er in jedes Herz hinabsteigen, das sich nach ihm und seinem Leben sehnt. Er will in uns, in unserer tiefsten Mitte wohnen. Mit allem Lebenshunger kann ich zu ihm kommen und mich ihm anvertrauen.

Freitag, 28. April

Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tag. (Joh 6,54)

Jesus ist unsere Gemeinschaft mit seinem Leib und Blut zutiefst wichtig. Sie schenkt uns

schon jetzt Leben in Fülle und mündet ein in das nie endende, ewige Leben in seinem Reich. Bitten wir den Herrn um das Geschenk dieses Glaubens!

Samstag, 29. April
Hl. Katharina von Siena

Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du das vor den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen offenbart hast. (Mt 11,25)

Jesus hat ein Herz für die Armen und Erniedrigten, wenn er sie seligpreist, wenn er die Kinder in seine Arme nimmt und die Kleinen wertschätzt. Lassen wir uns von Jesus hineinnehmen in seine Blickrichtung – und lernen wir von ihm, die Menschen mit liebendem Blick anzuschauen!



Schwester Teresia Benedicta Weiner ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.

4 x im Jahr bestens informiert!

St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Hensisstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.